

Un seul monde Un solo mondo **Eine Welt**

NR. 2
JUNI 2000
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT

Afrika

Seine Vielfalt fordert den ganzen
Kontinent und die
Entwicklungszusammenarbeit
gleichermassen

Der Tschad – Kampf um Erdöl und
gegen Kriege

Quo vadis Afrika? Afrika-Optimisten und
Afrika-Pessimisten im Streitgespräch



DOSSIER



AFRIKA

Afrikas Reichtum liegt in der Vielfalt

Afrika hat 1001 Facetten, Gewissheiten sind selten – Afrika ist so vielfältig, dass es als Einheit gar nicht existiert

6

Vom Pflänzchen zum Baum?

Politische Instabilität und fehlende Eigeninvestitionen machen Afrikas Wirtschaft zu schaffen

10

«Ganz allein arbeiten wir ja nicht...»

Bundesrat, Aussenminister und Afrika-Optimist Joseph Deiss im Interview

12

Heilige Bäume, Curandeiros und Clanstrukturen

Afrika im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne

14

Journalistenschmiede in Albanien

Ein DEZA-Projekt fördert die Ausbildung von Radiojournalisten

23

FORUM



Afrika und sein erstaunliches Schilf

Drei Afrika-Kenner streiten über die Zukunft des Schwarzen Kontinents: Ndioro Ndiaye, Edgard Gnansounou und Laurent Monnier

26

Carte Blanche:

Charles-Henri Favrod – Journalist und Schriftsteller – über eine staubige afrikanische Reise

29

LÄNDER UND LEUTE



TSCHAD

Kriege und Erdöl lassen den Tschad nicht ruhen

Seit über 30 Jahren bluten Konflikte und Unsicherheiten das afrikanische Binnenland aus

16

Polygamie – auch heute noch

Mahamat Azarack Mahamat aus Tschad über die Vielweiberei in Afrika

20

ENTWICKLUNG UND ZUSAMMENARBEIT SCHWEIZ

Neue Wege in Madagaskar

Nach dreissigjähriger Zusammenarbeit mit der Regierung richtet die Schweiz ihre Zusammenarbeit mit Madagaskar neu aus

22

KULTUR



Theater und Realität in Bamako

Tanz, Trommeln, Geschichten und Begegnungen prägten ein spezielles Theaterfestival in Mali

30

Editorial	3
Periskop	4
DEZA-Standpunkt	21
Zum Tod von August R. Lindt und Hans Keller	25
Service	33
Agenda	35
Impressum und Bestellcoupon	35

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

Editorial



Ndioro Ndiaye, Serena Sartori und Axelle Kabou: Drei Frauen, drei spannende Stimmen. Die eine ist Senegalesin und Stellvertretende Direktorin der Internationalen Organisation für Migration, die andere ist Mailänderin und arbeitet in Afrika als Theaterregisseurin mit Schauspielschülerinnen aus Bamako, und die Dritte ist Soziologin aus Kamerun und provoziert mit einer Streitschrift gegen schwarze Eliten und weisse Helfer.

Alle drei kommen in diesem Heft mit ihrer differenzierten und kritischen Stimme über Afrika – unserem Dossier und DEZA-Jahresthema – zur Sprache. Kein Zufall, denn seit nunmehr zwei Jahren wollen wir mit «Eine Welt» nicht nur von der Schweiz aus Hintergrundiges über Entwicklung und Zusammenarbeit berichten, sondern die Stimmen aus dem Süden auch möglichst oft und prominent zu Wort kommen lassen.

Doch erfüllen wir unsere hohen Ansprüche an eine attraktiv gestaltete, informative und möglichst lesernahe Zeitschrift auch? Sie, liebe Leserinnen und Leser haben in den letzten Monaten während unserer repräsentativ angelegten Leserschafts-Befragung Ihr kritisches Urteil abgegeben. Sie haben uns dabei viel Lob ausgesprochen. Wir konnten in den vergangenen zwei Jahren für «Eine Welt» viele neue Leserinnen und Leser gewinnen, wobei die Leserinnen überproportional stark zunahmen. Die Zufriedenheit bei der Leserschaft ist gestiegen, die neue, zeitgemässe Gestaltung hat das Heft für Sie attraktiver gemacht.

Und was uns als Herausgeberin ganz besonders freut: Sie stufen die DEZA, und dies in allen drei Sprachregionen, als «kompetent, weltoffen, glaubwürdig, effizient, dynamisch, kritisch und wenig bürokratisch» ein. Mehr Hintergründe – beispielsweise über Lesemotive oder Themeninteressen unserer Leserinnen und Leser – erfahren Sie auf Seite 34. Neben viel Lob fehlten selbstverständlich auch die kritischen Stimmen nicht, beispielsweise die Forderung nach noch mehr Stimmen aus den entsprechenden Ländern in unserem Heft.

Eine Zeitschrift ist nie perfekt, weshalb uns Lob genauso freut wie Kritik. Das von Ihnen ausgesprochene Lob bestärkt uns, den eingeschlagenen Weg konsequent weiter zu gehen, die Kritik beflügelt uns, «Eine Welt» noch spannender, noch kritischer, noch lesenswerter, noch attraktiver zu machen. Beispielsweise indem wir uns bemühen, den Stimmen von Ndioro Ndiaye, Serena Sartori und Axelle Kabou noch viele weitere folgen zu lassen.

Harry Sivec
Chef Medien und Kommunikation DEZA



Still Pictures

Einfach und stark

(bf) Sie bestehen aus einem einfachen Stahl-Chassis, zwei Pneus und einer Ladefläche aus Holz oder Metall. Sie sind kaum kaputt zu kriegen, erleiden sie dennoch mal einen Defekt, sind sie schnell und günstig repariert. Sie werden für die Einbringung der Ernte genauso verwendet, wie für den Transport von Marktwaren, Menschen oder Baumaterialien. Kurz und gut, die Eselskarren sind aus dem westafrikanischen Alltagsleben kaum mehr wegzudenken. Sogar Kinder lenken die Karren, welche über 700 Kilogramm laden können. Zudem sind Esel – zuweilen sind es auch Pferde oder Ochsen – leicht zu trainieren und merken sich einmal gegangene Routen schnell. Nach einer langjährigen Verkaufsfraude, meldet die einst staatliche und nun privatisierte senegalesische Produktionsfirma SISMAR wieder Rekordabsätze: Über 150 000 Karren wurden mittlerweile verkauft.

Die Kokospflückerinnen von Kerala

(gn) Im südindischen Staat Kerala sind die Frauen auf dem Vormarsch: nicht nur Kokospflückerinnen erklimmen neuerdings schwindelerregende Höhen. Ungewohnt ist auch die Begegnung mit Buschauffeurinnen oder Bootsfahrerinnen, welche Touristen zum Sight-

seeing ausfahren. Solche Jobs waren bis vor kurzem den Männern vorbehalten. Viele von ihnen sind in der Zwischenzeit ausgewandert und versuchen ihr Glück im Ölgeschäft am Golf, während die Frauen zurückbleiben. Mit den traditionell männlichen Arbeiten, verdienen die Frauen wesentlich besser. Ein weiterer Grund für das Vordringen der Frauen in «männliche Berufe» ist deren – für indische Verhältnisse – gutes Bildungsniveau, gepaart mit der hohen Arbeitslosigkeit: Die 28jährige Kamala Krishna zum Beispiel konnte trotz High-School-Abschluss bis heute keine Stelle finden, weshalb sie sich ihren Lebensunterhalt nun als Kokospflückerin verdient.

Erinnern Sie sich...

(bf) ... dass sich im vergangenen Jahrzehnt die Internationale Gemeinschaft an globalen Konferenzen unter anderem folgende Ziele für die nachhaltige Entwicklung unseres Planeten gesetzt hat?

Kampf gegen die extreme Armut:

In den Entwicklungsländern soll bis ins Jahr 2015 die Anzahl der Menschen, die in extremer Armut leben, um mehr als die Hälfte reduziert werden.

(Kopenhagen)

Globale Schulbildung: Weltweit soll bis ins Jahr 2015 die Grundschulbildung sicher gestellt werden. (Kopenhagen, Beijing)



Still Pictures

Gleichheit der Geschlechter: Mit der Beseitigung der Ungleichheiten zwischen Jungen und Mädchen in der Primar- und Sekundarschulbildung soll bis 2005 die Geschlechtergleichheit voran getrieben werden. (Kairo, Kopenhagen, Beijing)

Kindersterblichkeit: Gegenüber dem Stand von 1990 soll die Kindersterblichkeit bei den unter Fünfjährigen in allen Entwicklungsländern bis 2015 um zwei Drittel reduziert werden. (Kairo)

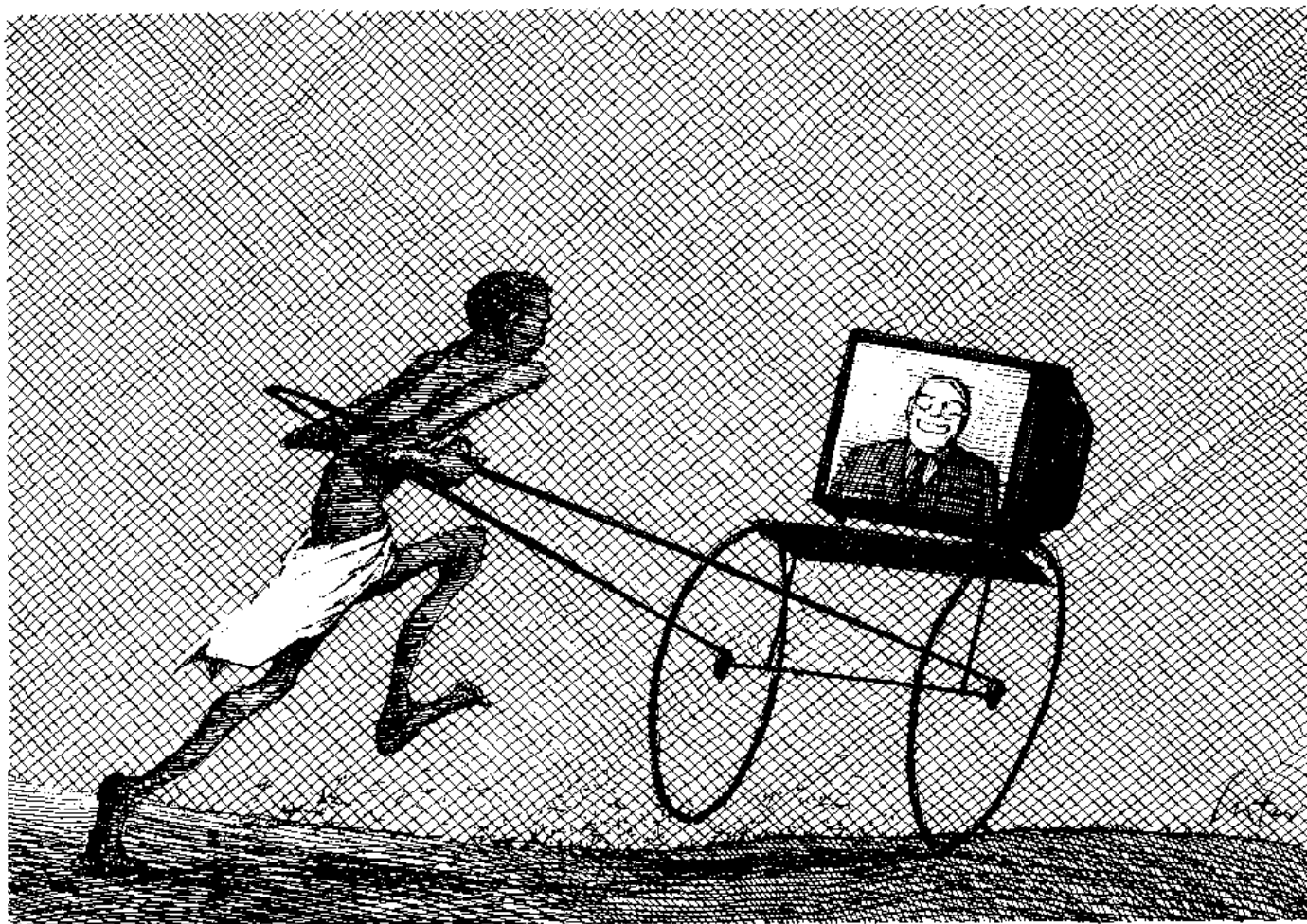
Muttertod: Zwischen 1990 und 2015 soll der Kindsbettod um drei Viertel reduziert werden. (Kairo, Beijing)

Kampf gegen Hunger: Die Zahl der Unterernährten soll gegenüber dem aktuellen Stand bis 2015 um die Hälfte reduziert werden. (Rom)

Umwelt: In allen Ländern soll bis 2005 eine nationale Strategie zur nachhaltigen Entwicklung auf die Beine gestellt werden, damit bis 2015 die tendenzielle Zerstörung der nationalen und weltweiten ökologischen Ressourcen gestoppt werden kann. (Rio de Janeiro)

Grosserfolg mit Bohnen und Reis

(gn) Grosse Fortschritte in der Landwirtschaft Lateinamerikas: Die Reisproduktion konnte zwischen 1966 und 1995 verdoppelt werden, der Ertrag bei den Bohnen nahm zwischen 1983 und 1995 durchschnittlich



Begegnung

um 25 Prozent zu – in manchen Gegenden sogar um 110 Prozent. Laut Mitteilungen des Internationalen Zentrums für tropische Landwirtschaft (CIAT) in Kolumbien sind die enormen Erfolge vor allem auf die Verbesserung des Saatguts zurückzuführen. Insgesamt seien in diesem Zeitraum 300 neue Reissorten auf den Markt gekommen, 40 davon wurden am CIAT entwickelt. Laut CIAT-Report wurden zudem im Rahmen nationaler Landwirtschaftsprogramme in Lateinamerika rund 180 neue Bohnensorten entwickelt, welche heute auf fast der Hälfte der Bohnenpflanzungen angebaut werden. Diese Fortschritte kommen vor allem Kleinbauern zugute, welche nicht nur ihre Selbstversorgung



verbessern konnten, sondern heute zum Teil auch Überschüsse auf dem Markt verkaufen können.

Ugandischer Solarstrom

(bf) Uganda produziert seinen Strom hauptsächlich mit Wasser. Trotzdem sind nur gerade fünf Prozent der Bevölkerung, und

dies hauptsächlich in städtischen Agglomerationen, ans Elektrizitätsnetz angeschlossen. Nun soll im Rahmen des lange geplanten, landesweiten ländlichen Elektrifizierungsprogramms ein riesiges Solarenergieprojekt, finanziert durch Kredite von zwei Privatbanken, Verbesserung bringen. In den nächsten Jahren werden rund 2000 Haushalte und vier Gemeinden in ländlichen Gebieten mit Solarstrom versorgt. Darüber hinaus wird eine Batteriefabrik aufgebaut, welche die Batterien für die Solarsysteme produziert.



Afrikas Reichtum lie

Afrika ist weder allein der Kontinent der drei K's – Kriege, Krisen, Katastrophen –, noch ist er der Kontinent des ländlichen Friedens, in dem die Familien unterm Mangobaum einträchtig zusammenleben. Afrika ist so vielfältig, dass es als Einheit gar nicht existiert. Von Peter Baumgartner*.

DOSSIER



gt in der Vielfalt

Afrika hat 1001 Facetten, Gewissheiten sind selten, auf Antrieb Gültiges wird ständig in Frage gestellt. Was haben Kenia und Togo gemeinsam, und was Lesotho und Mauretanien, ausser dass sie auf dem gleichen Kontinent liegen und unterschiedlich ausgestattete Stuben in dem als Armenhaus deklarierten Afrika sind? Der Name der «Organisation für afrikanische Einheit» entspricht mehr einem Programm als der Wirklichkeit. Das Trennende über-

wiegt, Gegensätzliches und Widersprüchliches haben Oberhand.

Bei der geographischen Zuordnung reden wir von Afrika als einem Kontinent und klammern die Küstenländer im Norden automatisch aus, als wären sie Fremdkörper. In gewissem Sinne sind sie es auch; aber das macht aus dem Rest, von dem wir als «Afrika» zu reden pflegen, noch lange kein einheitliches Gebilde. Allein der Blick auf die wechselnde Topographie von West nach Ost und von Süd nach Nord zeigt die offensichtlichsten Unterschiede, die klimatischen, und lässt zumindest erahnen, was es heisst, Bauer zu sein in Afrika. Die ausgeklügelten Techniken der Djola auf ihren Reisfeldern im südlichen Senegal, die handtuchgrossen Zwiebelbeete der Dogon in Mali, die steinübersäten Äckerchen mit Tef im äthiopischen Hochland: sie alle zeugen von der Meisterschaft der Bäuerinnen und Bauern im Umgang mit Umwelt und Klima, allein daraufhin ausgerichtet, der folgenreichsten Abhängigkeit zu entrinnen, der sich der Agrarkontinent Afrika ausgeliefert sieht – jener des Wetters.

Es ist nicht die einzige. Was Afrika an Agrarprodukten wie an Bodenschätzen anzubieten hat, ist zum grössten Teil für den Norden bestimmt, der die Preise festsetzt und den Nutzen aus der Weiterverarbeitung zieht. Jeder noch so enge Kanal nach Norden ist für das einzelne afrikanische Land wichtiger als ein breiter Fluss zum Nachbarland; der innerkontinentale Handel beträgt knapp acht Prozent des gesamten afrikanischen Aussenhandels.

Kontinent der kleinen Räume

Afrikas Staaten sind Einzelkämpfer, mehr noch: Konkurrenten im Rennen um Investitionen, um Kredite und Darlehen aus dem Norden, der seinerseits eigene Interessen verfolgt. Als die internationalen Ölgesellschaften ihr Auge auf die angolischen Ölfelder zu werfen begannen, senkte Nigeria die Taxen, um die Multis weiterhin zum Investieren zu ermuntern. Uganda wird mit Krediten grosszügig bedacht, obwohl es in Sachen Korruption Kenia nur wenig nachsteht, das deswegen von den internationalen Finanzinstituten geschnittenen wird; aber Uganda ist ein Teilchen im ideologisch-strategischen Afrika-Konzept der USA.

Wenn die politische Öffnung zu Beginn der neunziger Jahre neben demokratischeren Regierungsformen ein sichtbares Ergebnis zeitigte, dann ist es das Zusammenrücken des Kontinents. Zaghaft und vor allem wortreich auf politischer Ebene, konkreter auf der wirtschaftlichen. Zumindest ist es heute nicht mehr komplizierter, eine Kiste von Nairobi in die 150 Kilometer entfernte tansanische Provinzstadt Arusha zu schicken als nach Japan. Die wirtschaftliche Kooperation im Westen, im Osten und im süd-



Von der unendlichen Wüste bis zum undurchdringlichen Dschungel, von schneebedeckten Berggipfeln bis zu traumhaften Stränden – Afrikas Landschaften sind so vielfältig wie seine Traditionen und Ethnien.



Kadir Van Luizen / Vu



Keystone



Bernard Descamps / Vu

Afrikas Dimensionen

Afrika ist 8000 Kilometer lang und 7600 Kilometer breit und mit einer Fläche von 30 330 000 Quadratkilometern, was etwa 22 Prozent der gesamten Landfläche auf der Erde entspricht, der zweitgrösste Kontinent. Die Bevölkerung zählt rund 675 Millionen Menschen, das sind 13 Prozent der Gesamtbevölkerung unseres Planeten. Afrika gilt auch als die Wiege der Menschheit, wo sich vor mehr als 200 000 Jahren der Homo sapiens entwickelt hat.

lichen Afrika sind hoffnungsvolle Ansätze, ganz abgesehen von der erspriesslichen Zusammenarbeit der Sahelstaaten.

Afrika, bevölkert von schätzungsweise 1500 Ethnien, die fast ebenso viele Sprachen sprechen, ist der Kontinent der kleinen Räume. Die Familie als erstes, dann die Volksgruppe sind die entscheidenden Einheiten, weit abgeschlagen folgt der Nationalstaat. Die Ethnien sind Beziehungsgeflecht, Sozialnetz, sind «Pressure groups» und im Bedarfsfall Kampfgemeinschaft im Ausmarchen um politische oder wirtschaftliche Vorteile. Aus dieser Sicht hat der Drittweltexperte Franz Nuscheler das Entstehen der nachkolonialen Staaten zu Recht als «enorme Leistung» beurteilt, trotz mancher Brüche und Verwerfungen.

Fast jeder Staat Afrikas ist so gesehen ein kleiner Kontinent für sich. In Tansania leben 120 Ethnien zusammen, in Nigeria 430 und im kleinen Benin 26. Ein Kikuyu im zentralen Kenia unterscheidet sich von einem Turkana im semiariden Norden des Landes wie ein Nordschwede von einem Sizilianer. Wer im Osten lebt und in den westlichen Teil Afrikas reist, wähnt sich, was Selbstbewusstsein und Auftreten der Menschen dort angeht, auf einem anderen Kontinent. Und selten schreiben kenianische Zeitungen über Nigerianer ohne das Attribut «die grossspurig auftretenden Nigerianer...».

Die Vielfalt in den Kultur- und Kultformen, an

Traditionen und Tänzen, an Märchen, Heldenliedern und Alltagsweisheiten innerhalb dieser 1500 Volksgruppen kann nur erahnt werden. Zwischen der Musik Südafrikas und Äthiopiens, zwischen den Klängen Westafrikas und den Rhythmen Kongos liegen Welten. Es ist ein ebenso faszinierender Reichtum, wie ihn die urdemokratischen Lebensformen der Djola, die Schnitzereien der Yoruba oder die Überlebensphilosophie der Buschmänner im südlichen Afrika eröffnen.

Widersprüchliche Geschwister

Natürlich gibt es, bei aller Gefahr der Clichébildung, Gemeinsamkeiten quer über den Kontinent (vom bedrohlichen CNN-Eintopf wollen wir gar nicht reden). Sie liegen auf der anderen Seite der drei berühmten K's, Kriege, Krisen, Katastrophen. Es sind Toleranz, Langmut und ein unerschütterlicher Lebensgeist.

Zweieinhalb Jahre lang war zwischen dem Uhuru-Park in Nairobi und der Innenstadt ein Graben offen, den täglich Tausende auf dem Weg zur Arbeit zu überspringen hatten. Was bei trockenem Wetter einfach war, erforderte bei Regen einige Geschicklichkeit. Jeder, der sich längere Zeit in Afrika aufhält, weiss von solchen Löchern zu erzählen, auch in übertragenem Sinne. All die Zänkereien der Politiker, das schamlose Abzocken der Eliten, das arrogante Verhalten der Staatsbürokratie, kaputte Tele-



Bernard Descamps / Vu

«Dieser Kontinent ist zu gross, als dass man ihn beschreiben könnte. Er ist ein regelrechter Ozean, ein eigener Planet, ein vielfältiger, reicher Kosmos.»
Ryszard Kapuscinski war jahrzehntelang Afrika-Korrespondent der staatlichen polnischen Nachrichtenagentur und beschreibt seine Erfahrungen in seinem Bestseller «Afrikanisches Fieber. Erfahrungen aus vierzig Jahren», Frankfurt Eichborn 1999

fone und derlei Widrigkeiten des Alltags werden genauso mit Langmut ertragen wie das Auftreten der Helfer aus dem Norden, von denen manche als einzige Qualifikation ihre weisse Haut mitbringen. Wo sonst sind Toleranz und Gastrecht ausgeprägter als in Afrika, wo selbst kleine Länder jahre- und jahrzehntelang Hunderttausenden von Flüchtlingen Gastrecht gewähren? Nähe ist in Afrika kein Makel, nirgendwo. Mitleid und Brutalität sind genau so afrikanische Geschwister wie Solidarität und Raffgier. Langmut hat viel mit dem Hinnehmen des Unabänderlichen zu tun – und lähmt wohl auch die Bereitschaft für Veränderungen. Langmut, Geduld und Toleranz, wie wir ihnen in Afrika begegnen, sind indessen der Humus, der jenen Lebensgeist und jenes Durchhaltevermögen nährt, mit dem die Menschen in Afrika bis auf die Knochen geeicht sind, geeicht sein müssen. Hier liegt, wenn man so will, die Zukunft des Kontinents – der länger als andere bewohnt ist – aller Dürren, Hungersnöte und Kriege zum Trotz. ■

**Peter Baumgartner ist Afrika-Korrespondent des Tages-Anzeigers Zürich mit Sitz in Nairobi*



Keystone



Still Pictures



Bernard Descamps / Vu

Vom Pflänzchen zum Baum?

Wenn es um Afrika geht, verhalten sich Wirtschaftsexperten wie Krankenschwestern beim Patientenbesuch: «Gehts uns heute schon ein bisschen besser?» Obwohl viele Indikatoren nach oben zeigen, machen dem Kontinent politische Instabilität und fehlende Eigeninvestitionen zu schaffen. Von Markus Haefliger*.



In Zahlen erfolgreich

Afrika erzielt seit Mitte der neunziger Jahre ein Wirtschaftswachstum um 4 Prozent. Die durchschnittliche Haushaltverschuldung nahm gleichzeitig von 10 Prozent des Bruttosozialprodukts auf knapp 4 Prozent ab. Die Inflation ging von 40 auf 10 Prozent zurück. Die Investitionen nahmen zu: Zwischen 1996 und 1998 verdoppelten sich die ausländischen Direktinvestitionen auf 8 Milliarden Dollar.

Afrikas Wirtschaftszahlen sind ermutigend, aber irreführend (siehe Randspalte). Sie sagen nichts über die regionale Verteilung aus. In Mosambik – mit Wachstumsraten von sechs Prozent ein Musterland – konzentriert sich die so erfasste Wirtschaftstätigkeit auf die Hauptstadt Maputo. In der Provinz stellen die ruinierten Überreste der portugiesischen Kolonialzeit wie Bahnhöfe und Gasthäuser die einzigen Spuren einer wie auch immer motivierten Entwicklungspolitik dar.

300 Millionen Afrikaner, die Hälfte der Bevölkerung, lebt unter der Armutsgrenze von einem Dollar Einkommen pro Tag. Der erhoffte Trickle-down-Effekt, wonach bei anhaltendem Wachstum auch die Ärmsten profitieren, stellt sich umso weniger ein, je ungerechter eine Gesellschaft ist. Umgekehrt gesagt: Je breiter die Kluft zwischen Arm und Reich, desto höher muss das Wirtschaftswachstum sein, damit die Zahl der Armen zurückgeht. Die entsprechenden Anforderungen an afrikanische Länder, die punkto Ungleichheit nur von den lateinamerikanischen übertroffen werden, übersteigen die optimistischsten Prognosen. Südafrikas Wirtschaft müsste über mehrere Jahre um acht Prozent wachsen, damit die Zahl der Armen zurückgeht.

Vielleicht führen Zahlenfechtereien aber ohnehin am Problem vorbei, das darin besteht, dass Süd-Sahara-Afrika in der Weltwirtschaft an den Rand ge-

drängt ist. Das Bruttosozialprodukt (BSP) der Region ist mit 320 Milliarden Dollar kleiner als dasjenige Hollands (360 Milliarden). Dieser Marginalisierung entspricht, dass in Afrika selbst riesige Wirtschaftssektoren, die ländliche Subsistenzwirtschaft und der städtische informelle Sektor, nicht an den modernen dynamischen Märkten teilhaben.

Unvorhersehbarkeit beherrscht den Alltag

Warum drängt die lauteste unter ein paar Dutzend Händlerinnen eines afrikanischen Marktes ihre Konkurrentinnen nicht aus dem Geschäft? Vielleicht, weil sie an einen Unternehmer denkt, dessen Lagerhalle von Soldaten geplündert wurde. In einer Welt, die von nichts so beherrscht wird wie von der Unvorhersehbarkeit – sei es von Krankheiten, Forderungen der Grossfamilie oder politischen Einbrüchen –, ist Bescheidenheit keine Tugend, sondern kluges Verhalten: Wer nichts hat, dem kann man nichts nehmen.

Traditionales Wirtschaftsverhalten, das sich in einem Netz von sozialen Rechten und Pflichten bewegt, steht allerdings in Widerspruch zum kapitalistischen Entwicklungsweg, dessen grundsätzlicher Wünschbarkeit auch in Afrika kaum mehr jemand widerspricht. Man kann das an den ländlichen Besitzverhältnissen verdeutlichen. Als im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts die Städte und Märkte wuchsen, kassierten die Grundherren die Rechte der Pächter und vertrieben diese von ihren Äckern. In Afrika bleibt der einzelne Bauer Nutzniesser, nicht Privateigentümer seines Ackers, kann diesen weder verkaufen noch durch eine Hypothek belasten. Die Konzentration und Kapitalisierung von Grundbesitz sind jedoch Grundvoraussetzungen für die kapitalistische Entwicklung.

Eine Folge dieser sozialen (nicht zu verwechseln mit der politischen) Stabilität ist das Fehlen eines Mittelstandes. Zahlreich sind die anekdotischen Beobachtungen, dass es in Afrika Arme und Reiche gibt, aber dazwischen fast nichts. Das Volk geht zu Fuss, die Chefs fahren Auto – Velos sind nur wenige auszumachen. Auch in der Produktion fehlt zwischen dem informellen Sektor – was man salopp die Bastelwirtschaft nennen könnte – und der Industrie das solide Handwerk. Es gibt Schuhmacher, die aus Pneus



Still Pictures

klobige Sandalen basteln, und Bata-Fabriken. Einen Schuster, der mit Leder und Leisten arbeitet, sucht man dagegen vergebens.

Wirtschaftliche Trendumkehr

Damit zusammen hängt die tiefe Rate der Eigeninvestitionen. Betragen diese beispielsweise in Malaysia 40 und in Chile und Mexiko 25 Prozent des BSP, liegt sie in afrikanischen Ländern eher bei 15. «Die wirtschaftliche Trendumkehr ist ein schwaches Pflänzchen, solange wir Auslandsinvestitionen und Entwicklungshilfe nicht durch eigene Mittel ersetzen», sagt der frühere IWF-Experte und Finanzminister Ghanas, Kwesi Botchwey, heute Leiter des Harvard Institute for International Development.

Es ist zu früh zu beurteilen, ob die jüngste Welle, von «afrikanischer Renaissance» zu sprechen und davon, der Kontinent müsse seine Angelegenheiten selber an die Hand nehmen, ein heilsames Umdenken signalisiert. Die beschworene «Renaissance» kann bisher nur zwei handfeste Indizien für ihre Existenz vorweisen, ein positives und ein negatives. Das Negative: Afrikanische Staaten mischen sich vermehrt in die Belange von Nachbarstaaten ein. Noch nie seit der Entkolonialisierung wurden auf dem Kontinent so viele Kriege geführt, und erstmals sind dafür ausschliesslich afrikanische Interessen verantwortlich, auch räuberische wirtschaftliche Interessen.



Denis Darzaq / Vu

Positives Indiz: Seit der demokratischen Öffnung investieren südafrikanische Firmen bis über den Äquator nach Kenia und Uganda. Südafrikanische Direktinvestitionen in Sub-Sahara-Afrika verzehnfachten sich von 1996 bis 1998 auf 1,7 Milliarden Dollar. ■

**Markus Haefliger war von 1988 bis 1994 Afrika-Korrespondent von Schweizer Radio DRS mit Sitz in Harare. Er lebt heute als freier Journalist in Bern.*

«Ganz allein arbeiten wir ja nicht...»

Das Afrikabild der Schweizerinnen und Schweizer ist mitunter düster. Zweifel an der Wirksamkeit der Entwicklungszusammenarbeit mit dem Kontinent sind nicht selten. Sind Entwicklungsprojekte und humanitäre Hilfe in Afrika wirklich ein Fass ohne Boden? Bundesrat Joseph Deiss, ein Afrika-Optimist, ist vom Gegenteil überzeugt. Interview: Maria Roselli.



Gilles Favier / Vu



Tes Kraus

Eine Welt: Warum führte Ihre erste grosse Auslandsreise als Aussenminister gerade nach Afrika?

Joseph Deiss: Mit meiner Reise nach Tansania, Mosambik und Südafrika verfolgte ich ein doppeltes Ziel. Zum einen wollte ich aufzeigen, wie wichtig für mich die Entwicklungszusammenarbeit ist und das Schweizer Engagement in diesen drei Schwerpunktländern hervorheben. Zum anderen hatte meine Afrikareise auch eine politische Zielsetzung. Ich wollte sehen, wie sich im süd-

lichen Afrika die Bestrebungen im Bereich der Konfliktlösungen entwickeln.

Wie zufrieden sind Sie mit der heutigen «Afrika-Politik» der Schweiz?

Die Schweiz ist zurzeit mit sieben Schwerpunktländern und drei Spezialprogrammen sehr aktiv in Afrika. Dieses Jahr sind für die Entwicklungszusammenarbeit und die humanitäre Hilfe in diesen sieben Ländern rund 200 Millionen Franken budgetiert. Das ist notwendig, denn in

Afrika sind noch grosse Probleme zu bewältigen. In den letzten Jahren ist es immer klarer geworden, dass der politischen Seite der Entwicklungsarbeit mehr Gewicht als früher beigemessen werden muss. Ein vermehrtes Engagement der Schweiz im Bereich der Konfliktlösung und der Friedenspolitik ist deshalb sehr sinnvoll. Unser Wissen über die schwelenden Konflikte im südlichen Afrika sollte vermehrt in unsere strategischen Überlegungen einbezogen werden. Fälle wie in Ruanda dürfen sich nicht wiederholen.

Kann die Schweiz im internationalen Kontext der Entwicklungszusammenarbeit überhaupt etwas bewirken, und wäre ihr Engagement nicht durch einen Beitritt in die EU und/oder UNO wirksamer?

Ich bin fest davon überzeugt, dass auch ein kleines Land wie die Schweiz durchaus eine eigenständige Entwicklungspolitik betreiben kann. Zudem: Ganz allein arbeiten wir ja nicht, denn wir sind in vielen Unterorganisationen der UNO aktiv tätig. Dennoch ist ein Vollbeitritt zu den Vereinigten Nationen sehr bedeutend. Denn damit wären wir auch bei der Bestimmung der grossen Linien voll dabei.

Fort- und Rückschritte gehen in Afrika oft Hand in Hand. Vielen erscheint die internationale Entwicklungszusammenarbeit in Afrika wie ein Fass ohne Boden...

Ich bin überzeugt, dass viele Anstrengungen, und zwangsläufig auch Misserfolge, unvermeidbar sein werden. Doch trotz aller Schwierigkeiten ist immer wieder ein Vorwärtstrend zu verzeichnen. Eine wirklich nachhaltige Entwicklung ist aber erst dann möglich, wenn auch die politischen Probleme gelöst werden. Erst wo wirklich stabile Verhältnisse herrschen und die Zivilgesellschaft funktioniert, kann sich auch die Wirtschaft wirkungsvoll entfalten. Wenn es gelingt, gerade im Rahmen der Organisation Afrikanischer Einheit mehr Stabilität zu produzieren, dann wird sicher auch die Entwicklungsarbeit viel effizienter.

In anderen Worten, es wird nur jenen Ländern geholfen, die aufgrund ihrer Demokratisierungsbestrebungen Nachhaltigkeit und Wirksamkeit der Entwicklungsprojekte versprechen?

Bei den Auflagen geht es nicht darum, die Effizienz der Entwicklungspolitik zu sichern. Mit dieser Politik will man vielmehr ausschliessen, dass Regimes unterstützt werden, deren Politik beispielsweise die Menschenrechte missachtet.

Auch auf die Gefahr hin, dass gerade Menschen, die es am nötigsten hätten, aufgrund der Politik ihrer Regierung von der Hilfe ausgeschlossen werden?

Natürlich ist das für die betroffene Bevölkerung dramatisch, und diese mag auch zu den Ärmsten der Armen gehören. Aber es kann nicht sein, dass wir Regimes stärken, die aus unserer Sicht gegen die eigene Bevölkerung arbeiten. Die Good-Governance-Politik betrifft aber ausschliesslich die technische Entwicklungszusammenarbeit und nicht die humanitäre Hilfe. Im Bereich der humanitären Hilfe, also im Falle von Katastrophen, helfen wir, ohne Auflagen zu stellen.

Sehen Sie die Zukunft Afrikas eher optimistisch oder pessimistisch?

Ich bin zuversichtlich, auch wenn es in Afrika noch sehr viel zu tun gibt. Diese Zuversicht stütze ich auf jene Länder, die sich langsam empor gearbeitet haben und jetzt eine Leaderposition einnehmen. Ich denke beispielsweise an die Rolle, die Südafrika spielen könnte. Viele afrikanische Länder erwarten von Südafrika eine Art Leaderfunktion. Eine Funktion, die Südafrika durchaus zu übernehmen in der Lage ist. Es gibt aber noch andere positive Beispiele. Ich denke da etwa an Mosambik.

Was bedeutet Ihnen persönlich Afrika?

Für mich ist Afrika ein faszinierender Kontinent, ein Kontinent, den ich schon früher gerne bereiste. Hier bin ich immer wieder auf Menschen gestossen, die ich wegen ihrer Lebenseinstellungen und ihres Humors sehr schätzen gelernt habe. ■



Network / Lookat



Keystone

Heilige Bäume, Curandeiros und Clanstrukturen

Im Spannungsfeld zwischen Geisterbeschwörung und Internet, zwischen Börsenhandel und traditioneller Clanwirtschaft sucht sich Afrika einen eigenen Weg. Dabei sind schier unlösbare Gegensätze zu überwinden. Oder scheint dies nur so?
Von Gabriela Neuhaus.

Lesotho, anfangs der sechziger Jahre. Eben kehrt der junge Agronom Steven Ralitssolele voller Enthusiasmus von seiner Ausbildung in Europa zurück. Nun, so glaubt er, hat er das Know-how, um seinem Land aus der Misere zu helfen. Traktore, Dünger, Maisanbau im grossen Stil sind die Rezepte für eine blühende Landwirtschaft, wie er sie im Norden studiert hat und nun, dank seinem Posten im Ministerium, auch umsetzen kann.

Knapp 40 Jahre später, sieht Agro-Wissenschaftsminister Ralitssolele manches anders: «Was für die Landwirtschaft in Europa gut sein mag, war hier falsch.» Seit die Erträge der Monokulturen zurückgegangen sind, erinnert man sich in Lesotho eines weisen alten Mannes: James Jacob Machobane hatte sich seit den fünfziger Jahren für die Weiterentwicklung und Optimierung traditioneller Landwirtschaftsmethoden eingesetzt. Lange waren seine Lehren verpönt, galten als rückwärts gewandt, entwicklungshemmend. Heute holt das Landwirtschaftsministerium Rat bei ihm. Von Machobanes Weg, sagt Steven Ralitssolele, könne der Staat einiges lernen.

Zwischen afrikanischer Kultur und Moderne

Samba Seck, eine Generation jünger und ebenfalls Absolvent einer europäischen Uni, baute in seiner Heimat Guinea Bissau von Anfang an auf traditionelle Kräfte. Als Koordinator einer Entwicklungsorganisation arbeitet er in Dörfern, wo die Natur für die Menschen voller Geister und die Bäume heilig sind. Sich selber sieht er als Schaltstelle zwischen modernem Staat und den Anliegen der Dorfbewohner. Zum Beispiel im Streit um die heiligen Bäume, welche für Holzfäller aus der Region Profit bedeuten. Samba Seck klärt die Dorfbewohner über ihre Eigentumsrechte auf und hilft ihnen, diese wahrzunehmen: «Die traditionellen und religiösen Anliegen dieser Menschen, nämlich der Schutz des Waldes, sind auch unsere Anliegen und tragen zu einer nachhaltigen, ökologischen Entwicklung bei.» So verbindet Samba Seck die alten Werte der ani-

mistischen Dorfbevölkerung mit seinen Zukunftsvisionen.

Lokale Traditionen und globalisierende Moderne sind Gegensätze, die in den unterschiedlichsten Formen und Lebensbereichen immer wieder anzu-treffen sind. Ihre Bedeutung wird heute äusserst gegensätzlich diskutiert. Während es immer noch Leute gibt, welche die Armut in Afrika dem «traditionell faulen Wesen des Afrikaners» zuschreiben, sehen andere das mögliche Heil für den Kontinent in einer Rückbesinnung auf alte Traditionen und zelebrieren «den guten Wilden». Tatsache ist: Afrika ist längst kein unberührter Kontinent mehr, viele traditionelle Strukturen existieren gar nicht mehr, und diese sind sicher nie nur «gut» gewesen. Auch

Leben als Afrikanerin

Laut Statistik arbeitet eine afrikanische Frau durchschnittlich 17 Stunden pro Tag: «Die Afrikanerinnen schuften, ob auf den Märkten Bamakos, im roten Staub von Burkina Faso, auf den Strassen von Lagos oder an den Stränden Dakars. Sie verkaufen: drei Kolanüsse, fünf Zigaretten, zehn Stück Zucker. Sie tauschen: fünfzehn Mangos gegen ein Stück Stoff, Trockenfisch gegen zwei Stück Seife. Sie jäten, harken, säen: ein Feld von der Grösse zweier Taschentücher, ein von allen verachtetes, ödes Fleckchen Erde.»

Elisabeth Lequeret,
Journalistin bei Radio
France Internationale



Denis Darzacq / Vu



Denis Darzacq / Vu



Still Pictures

macht die Globalisierung vor Afrika nicht halt, entsprechende Entwicklungen sind längst in vollem Gange. Die Frage bleibt: Wie viel Tradition braucht oder verträgt es, wo nützt das Althergebrachte der Entwicklung, wo verhindert es sie?

Die Praxis zeigt, dass es keine einfachen Antworten gibt. Wie in den meisten afrikanischen Gesellschaften, ist auch in Mosambik die traditionelle Medizin von grosser Bedeutung: Weil die staatliche Gesundheitsversorgung ungenügend ist und weil oft das Vertrauen in die neuen Gesundheitsposten fehlt. Eine flächendeckende Gesundheitsversorgung ist nur dank traditioneller Heiler, der Curandeiros möglich. Für viele Krankheiten verfügen sie über Mittel und Methoden, die jenen der westlichen Medizin mindestens ebenbürtig sind.

Hand in Hand von Alt und Neu

Die Kehrseite: Curandeiros praktizieren unter anderem Rituale (zB Tätowierung, bei der Blut übertragen wird), welche zur Weiterverbreitung von Aids beitragen. Ziel müsste eine Zusammenarbeit zwischen traditionellen Heilern und dem Staat sein, sagt Thomas Greminger, DEZA-Koordinator in Maputo: «Wir versuchen eine Symbiose. Doch bis heute ist es dem öffentlichen Gesundheitssystem nicht gelungen, einen Modus Vivendi mit den Curandeiros zu finden.» Dass eine Zusammenarbeit möglich ist, zeigen erste Erfolge auf lokaler Ebene,

wo eine von der DEZA unterstützte staatliche Apotheke und Curandeiros ihre Dienste gemeinsam anbieten.

Ähnliche Erfahrungen wie im Gesundheitswesen gibt es auch in anderen Bereichen: So bilden zum Beispiel intakte Clanstrukturen ein wichtiges soziales Netz, welches aber nicht ausreicht, um etwa die Problematik der Migration in die Städte aufzufangen. Dezentralisierungs- und Demokratisierungsprojekte können sich auf althergebrachte Diskussions- und Partizipationstraditionen stützen. Diese werden aber oft von dörflichen Hierarchien dominiert. Im Spannungsfeld zwischen positiven und negativen Aspekten traditioneller Werte für die Zielsetzungen der Entwicklungsarbeit müsse man pragmatisch vorgehen, sagt Thomas Greminger: «Es gibt keine Globallösungen, denn der Einfluss von Traditionen ist regional und lokal total unterschiedlich, so dass die Balance zwischen Alt und Neu überall wieder neu definiert werden muss.» ■



Still Pictures

Kriege und Erdöl lassen den Tschad nicht ruhen



Hedi Hostettler

Seit über dreissig Jahren bluten Konflikte und Unsicherheit den Tschad aus. Die Suche nach der für eine wirtschaftliche Entwicklung nötigen politischen Stabilität geht weiter. Heute ist ein neuer Kampf im Gang: ums Öl. Die Erdölvorkommen weckten die Begehrlichkeit grosser anglo-amerikanischer Unternehmen und rufen die Ökologen auf den Plan. Von Marie Joannidis*.

Idriss Deby hat 1990 die Macht an sich gerissen, wie zuvor schon sein Vorgänger Hissein Habré, dessen Stabschef er war. Seit den Präsidentschaftswahlen von 1996, aus denen er als Sieger hervorging, versucht sich Deby als Demokrat darzustellen, um die multilateralen Geldgeber, den Internationalen Währungsfonds oder auch die Weltbank zu beruhigen. In den Augen vieler diplomatischer Beobachter hat er jedoch die politische Öffnung noch immer nicht vollzogen. So fühlt sich der Süden nach wie vor von der Zentralmacht ausgegrenzt, welche in den Händen des Nordens liegt. Im Süden des Landes befin-

den sich nicht nur die Erdölvorkommen, sondern auch der landwirtschaftliche Reichtum, und da lebt auch die Mehrheit der Bevölkerung. Diese sind Christen oder Animisten, während im Norden der Islam vorherrscht.

Die beiden ersten Präsidenten des Tschad, François Tombalbaye und Félix Malloum, stammten aus dem Süden. Seit 1979 aber war immer ein Mann aus dem Norden Präsident. Das waren namentlich Hissein Habré und Goukouni Oueddeï, verfeindete Brüder, welche mit der Waffe um die Macht kämpften. Sie wurden nacheinander von Libyen unterstützt, das

Hedi Hostettler

lange den Streifen Aouzou, eine Pufferzone zwischen den beiden Ländern, beanspruchte und besetzt hielt.

Schwer lastende Vergangenheit

N'Djamena zeigt heute alle Anzeichen einer aufstrebenden afrikanischen Hauptstadt, wo sich europäische und afrikanische Quartiere vermischen. Nach und nach versucht man die Spuren der heftigen Kämpfe der 80er-Jahre auszulöschen, und auch die einst mit ihren Toyota-Pickups herumkurvenden, Kalaschnikov und Ray-Ban-Sonnenbrillen tragenden Partisanen dieses oder jenes Kriegsherrn sind verschwunden.

Trotzdem schlägt sich der Tschad noch heute mit den Folgen dieser Bürgerkriege herum, in denen blutige Abrechnungen und Machtmissbrauch jeder Art ihre Spuren hinterliessen. Ex-Präsident Habré, seit seinem Sturz 1990 im Exil in Dakar, wurde anfangs dieses Jahres von einem senegalesischen Richter aufgrund von Anschuldigungen durch Menschenrechtsorganisationen der Mittäter-

schaft bei Folterungen angeklagt. Laut den Klägern trägt Hissein Habré «eine persönliche und direkte Verantwortung» für die Ereignisse im Tschad zwischen 1982 und 1990. Die Ermittlungen ergaben, dass über 40 000 Personen ohne Gerichtsverfahren hingerichtet wurden oder in Haft starben, 200 000 weitere wurden gefoltert.

Diese Gewalt, die nicht nur Habré vorbehalten war, geschah auf dem Hintergrund der Armut. Die menschliche und soziale Entwicklung im Tschad gehört zu den tiefsten im subsaharischen Afrika: über 45 von 100 Menschen im Tschad lebten noch Ende der 90er-Jahre in absoluter Armut. Das Bruttoinlandprodukt (BIP) ist zwar 1998 auf 230 Dollar pro Person leicht gestiegen. Aber es liegt nach den Berechnungen der Weltbank noch weit unter dem Durchschnitt von 500 Dollar der Sub-Sahara-Länder.

Die wirtschaftliche Entwicklung hinkt wegen der abgelegenen Märkte dieses versklavten Landes, den häufigen Dürren, dem Mangel an Infrastrukturen und der politischen Instabilität hinten nach. Fast 85



Hedi Hoestler





Edouard Saily

Das Ding im Alltag Das Wurfmesser

Sowohl im Süden wie im Norden des Tschad haben Viehzüchter und Nomaden etwas gemeinsam: das Wurfmesser. Es hat verschiedene Namen, je nach Region und Alltagssprache, und dient der Jagd ebenso wie dem Schutz der Herden. Es wird wie ein Bumerang geworfen, mit dem Griff nach vorne, um die verwirrten Tiere zurück zu bringen. Es ist auch eine gefährliche Waffe, um sich gegen Viehdiebe zu verteidigen.

Das charakteristische Werkzeug hat eine 70 bis 80 Zentimeter lange Metallklinge, meist aus Eisen. Diese weist eine Krümmung von 45 Grad auf und bildet praktisch einen rechten Winkel zum Griff, der gerade und ebenfalls aus Eisen ist. Das Wurfmesser kam ursprünglich aus dem Süden des Landes. Aber es verbreitete sich nach und nach auf das ganze Land. Bei Bevölkerungsgruppen arabischen Ursprungs gibt es auch eine Variante aus Holz.

Prozent der Bevölkerung leben von der Landwirtschaft, namentlich der Viehzucht. Die ariden Zonen im Norden stehen im Gegensatz zu den fruchtbaren Böden im waldreichen Süden. Die dort angebaute Baumwolle ist das wichtigste Exportprodukt. Aber der Tschad ist aufgrund von Kursänderungen bei den Rohstoffen verletzlicher als die meisten afrikanischen Länder. Und er hat von der Abwertung des CFA-Francs im Jahr 1994 wenig profitiert.

Erdöl im Süden

Trotz seiner gegenwärtigen Armut fördert der Tschad Bodenschätze: Uran, Gold, Bauxit und vor allem Erdöl. Ein Konsortium anglo-amerikanischer Firmen hat anfangs der 70er-Jahre im Becken des Tschadsees und in der Region Doba im Süden Erdölvorkommen entdeckt. Die Erforschung wurde wegen des Bürgerkriegs während zehn Jahren eingestellt, danach wurde im Doba-Becken ein neues Erdöllager entdeckt. Die Reserven werden heute auf nahezu eine Milliarde Fass geschätzt. Die Produktion könnte sich während rund 25 bis 30 Jahren auf bis zu 225 000 Fass pro Tag belaufen.

Ende 1996 unterzeichnete ein Konsortium der Firmen Elf, Exxon Mobil und Shell einen Vertrag mit der tschadischen Regierung. Darin waren die Ausbeutung der Felder von Doba und der Bau einer Ölpipeline von 1050 Kilometern Länge durch Kamerun vorgesehen. Geschätzte Gesamtkosten: zwischen 3 und 3,5 Milliarden Dollar.

Die Weltbank bereitete sich auf die Finanzierung der Beteiligung des Tschad und Kameruns an den Firmen vor, welche die Pipeline bauen und betreiben sollten. Aber 1998 verlangte eine internationale Koalition von Nichtregierungsorganisationen wegen Problemen im Zusammenhang mit der Umwelt und der Respektierung der Menschenrechte die Aufgabe des Projekts. Die Sache ist nach wie vor nicht geregelt. Inzwischen gaben Elf und Shell bekannt, dass sie sich zurückziehen wollten. Dies verzögerte den endgültigen Entscheid der Weltbank und verärgerte N'Djamena. Die beiden Firmen wollen nun Nachfolger suchen.

Nach den Grenzzwischenfällen der Vergangenheit einigten sich Kamerun, Nigeria, Niger und der Tschad auf die Grenzziehung in der Region des Tschadsees. Der Vertrag ist noch nicht formell ratifiziert. Im Norden wurde das Grenzproblem, das lange Zeit Gegenstand von Konflikten zwischen dem Tschad und dessen Nachbarn Libyen war, 1994 offiziell durch ein Urteil des Internationalen Gerichtshofs in Den Haag geregelt, das dem Tschad den Streifen Aouzou zusprach.

Daraufhin verbesserten sich die Beziehungen zu Tripoli. So fand dieses Jahr der zweite Gipfel der



Heidi Hostettler

Sahel-Sahara-Staaten in N'Djamena statt, einer von Muammar Ghaddafi gegründeten Organisation, welche zu 75 Prozent von Libyen finanziert wird. Zwar pflegt Präsident Deby nun bessere Beziehungen zu Libyen, aber den vollständigen Frieden hat er noch nicht erreicht. 1998 brach ein neuer Aufstand aus, diesmal in Tibesti, im Norden des Landes, das seit den 60er-Jahren immer wieder Ausgangspunkt von Konflikten war. Für einmal scheint Oberst Ghaddafi den Aufstand nicht zu unterstützen.

Er fand statt dessen eine andere Möglichkeit, die ausgemusterten Soldaten des Tschad zu beschäftigen: er finanzierte die Entsendung eines tschadischen Expeditionskorps in die Demokratische Republik Kongo (RDC), um die Streitkräfte von Laurent-Désiré Kabila bei einer offenbar von Uganda und Rwanda angeheizten Rebellion zu unterstützen. Die tschadischen Truppen haben sich allerdings nach schweren Verlusten schnell wieder zurückgezogen. ■

**Marie Joannidis ist Mitarbeiterin von MFI, der Abteilung Multimedia von Radio France Internationale. Während 25 Jahren hat sie für die Agence France Presse (AFP) gearbeitet, namentlich als Sondergesandte in mehreren Weltregionen, insbesondere in Afrika.*

(Aus dem Französischen)

Die Schweiz und der Tschad

Ländliche Bevölkerung hat Priorität

(bf) Die Schweiz engagiert sich seit rund 30 Jahren im Tschad, einem der ärmsten Länder der Erde. Bis 1993 beschränkten sich die Projekte vorab auf die Unterstützung des Bildungswesens («Pilotschulen») und des Öffentlichen Sektors (Gesundheitswesen und ländliche Entwicklung) im Süden des Landes. Ab 1993 hat sich das Programm geöffnet, sowohl was die Partner, als auch die Projekte und Regionen anbelangt. Die Partner der DEZA finden sich heute vermehrt in der Zivilgesellschaft (Nichtregierungsorganisationen, Individuen, Basisorganisationen, Gemeinden). Geografisch gesehen stehen drei wirtschaftlich und sozioökonomisch sich ergänzende und entscheidende Regionen im Vordergrund: Die sudanesische Zone im Süden (Landwirtschaft und Baumzucht), die Region Batha, Kanem im mittleren Norden (Viehzucht) und die Region Ouaddaï, Biltine im Nordosten (Viehzucht und Gartenbau). Die Konzentration auf ländliche Zonen ist keineswegs zufällig, leben doch 85

Prozent der tschadischen Bevölkerung auf dem Land. In den drei Regionen konzentrieren sich die Projekte wiederum auf drei untereinander vernetzte Betätigungsfelder:

- **Die Wirtschaft auf dem Land.** Priorität hat eine verbesserte Beherrschung der Hirten-Landwirtschaft.
- **Die Grundbildung.** Im Vordergrund steht die Erwachsenenbildung (Frauen und Männer) und das auf die jeweiligen Bedürfnisse zugeschnittene Schulwesen für Kinder auf Gemeindeebene.
- **Die Basisgesundheits.** Diese soll mit erweiterten Grundleistungen der öffentlichen Zentren und der direkten Einbindung der Gemeinden in die Entscheidung, Verwaltung und Finanzierung verbessert werden.

Zahlen und Fakten

Hauptstadt
N'Djamena
(Einwohnerzahl 830 000)

Fläche
1 284 000 km²

Nachbarländer
Libyen (Norden), Sudan (Osten), Zentralafrikanische Republik (RCA) und Kamerun (Süden), Nigeria und Niger (Westen)

Klima
Im Norden Sahelklima, im Süden tropisch

Bevölkerung
7,4 Millionen
Städtische Bevölkerung: 23%
Bevölkerungsdichte: 6 Einw./km²
Bevölkerungswachstum: 3,1%
Kindersterblichkeit: 10%
Lebenserwartung: 49 Jahre
Analphabetenrate unter Erwachsenen: 52%

Sprachen
Offizielle Sprachen: Französisch, Arabisch
Lokalsprachen: Sara, Sango und über 100 weitere Sprachen oder Dialekte

Religionen
Islam: 50% (Norden, Zentrum)
Christentum: 25% (Zentrum, Süden)
Animismus: 25% (Zentrum, Süden)

BSP pro Einwohner
230 Dollar (1998)

Wirtschaftssektoren
Landwirtschaft: 39%
Industrie: 15%
Dienstleistungen: 46%



Aus der Geschichte

Das gegenwärtige Gebiet des Tschad wird seit dem 4. Jahrhundert vor Christus bewohnt. Namentlich um den Tschadsee herum lösten sich kleine Königreiche ab. Das Zentrum und der Norden wurden zwischen dem 11. und dem 19. Jahrhundert schrittweise islamisiert. 1897 wurde der erste Protektoratsvertrag zwischen Frankreich und dem Sultan von Baguirmi geschlossen. Drei Jahre später wurde der Tschad «Französisch-Kongo» angegliedert, das 1910 zu Französisch-Äquatorialafrika wurde.

1935 Französisch-italienischer Vertrag, der den Streifen Azouzou Italien abtritt, das zu der Zeit Libyen besetzte.

1960 Der Tschad wird unabhängig. François Tombalbaye, ein Sara aus dem Süden, wird Präsident.

1966 Gründung der Nationalen Befreiungsfront FROLINAT, die versucht, den Norden zu «befreien». Unter verschiedenen Chefs, darunter Goukouni Oueddeï und Hissein Habré, kämpft die Front später um die Macht in N'Djamena.

1973 Libyen besetzt den Streifen Aouzou, unter dem Vorwand, Tombalbaye habe ihn Tripoli verkauft.

1975 Tombalbaye wird von putschenden Militärs getötet. Nachfolger wird General Félix Malloum, ebenfalls ein Sara. Er muss

1980 unter dem Druck der Streitkräfte von Habré und Oueddeï zurücktreten.

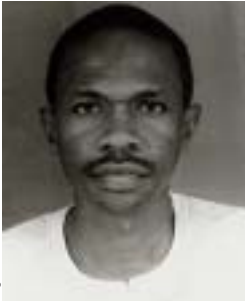
1981 Mit Hilfe Libyens marschiert Goukouni an der Spitze einer Übergangsregierung der Nationalen Einheit GUNT in N'Djamena ein.

1982 Hissein Habré nimmt am 7. Juni die Hauptstadt ein und wird am 21. Oktober Präsident. Im Norden wird wieder gekämpft. Im folgenden Jahr unternimmt Frankreich die Militäroperation Manta, gefolgt von der Operation Épervier.

1989 Idriss Deby, Leutnant und Anhänger Habrés, wird des Komplotts beschuldigt und ergreift die Flucht. Vom Sudan aus unternimmt er einen Gegenangriff und stürzt daraufhin Habré, der im Dezember 1990 nach Dakar flieht.

1996 In Präsidentschaftswahlen wird Idriss Deby als Staatschef bestätigt.

Polygamie – auch heute noch



zvg

Mahamat Azarack

Mahamat ist 1971 in N'Djamena geboren, wo er auch seine Jugend verbrachte. Er besitzt ein Lizentiat in Management und studiert momentan im 4. Semester Wirtschaftswissenschaften an der Universität N'Djamena.

Männer haben Polygamie immer als etwas Natürliches dargestellt, etwas, das in ihrer Natur liegt. Aber wenn wir naturalistische Argumente vorbringen wollen, warum nicht die Polyandrie (Vielmännerei) verteidigen, denn während die sexuellen Fähigkeiten des Mannes begrenzt sind, sind jene der Frau unendlich. Andere versuchen, die Tradition mit wirtschaftlichen Argumenten zu erklären: mehr Frauen und Kinder in ländlichen Gesellschaften bedeuten mehr Arbeitskräfte.

Polygamie ist überhaupt nicht natürlich oder rein wirtschaftlich erklärbar. Sie ist ein kulturelles Phänomen, das auch religiöse Aspekte hat. Vor der Verbreitung der monotheistischen Religionen war sie in animistischen Gesellschaften alltäglich. Die Männer hatten mehrere Frauen, um mehr Arbeitskräfte auf dem Feld zu haben, um die Familie oder den Clan zu vergrössern, Allianzen zu bilden, den Fortbestand der Dynastie zu sichern oder aus welchen Gründen auch immer. Mehrere Frauen zu haben, war ein grosses Kapital zur Erlangung von Reichtum. Es erhöhte das soziale und politische Gewicht der Familie oder des Clans, und ihr Chef erlangte damit mehr Bedeutung. Diese Situation gibt es in animistischen Gesellschaften noch heute, im Tschad und anderswo.

Polygamie ist ein vorislamisches Phänomen, das in den arabischen und afrikanischen Gesellschaften weit verbreitet ist. Der Islam bemühte sich, sie zu reglementieren und zu umschreiben: als Erstes wurde die Anzahl legitimer Ehefrauen auf vier beschränkt. Zweitens wurden strenge soziale und materielle Bedingungen eingeführt, die der Polygamist zu erfüllen hat. So wird verlangt, dass jeder Muslim mit mehreren Frauen allen die gleichen Lebensbedingungen bieten kann, die gleiche Aufmerksamkeit und die gleiche Zuneigung. Der Koran betont diese Pflicht zur Gleichbehandlung und fügt bei: «Wenn Sie befürchten, nicht alle gleich behandeln zu können, nehmen Sie sich nur eine Frau.»

Seit jeher haben die Frauen die Polygamie mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpft, gelegentlich bis hin zum Mord ihrer Rivalin. Heute kämpfen sie in Frauenverbänden, und ihre Aktivitäten haben in einigen Ländern dazu geführt, dass Massnahmen zum Verbot oder zur Beschränkung des Phänomens ergriffen wurden. Die Polygamie wird aber in verschiedenen Formen in den meisten Ländern des Maghreb, des Nahen Ostens und Afrikas legal praktiziert.

Das gilt namentlich für den Tschad. In der Stadt findet man Polygamie vorwiegend in den besser ges-

tellten Kreisen. Reiche Männer können sich den Luxus leisten, mehrere Frauen zu unterhalten, die nicht arbeiten. Auf dem Land dagegen sind auch die Armen oft polygam, weil die Frauen mit ihrer Arbeitskraft zum Familieneinkommen beitragen. Ausserdem können sich die Frauen die zahlreichen Arbeiten in Landwirtschaft und Haushalt teilen. Die erste Ehe wird oft im noch jugendlichen Alter des Knaben von der Familie arrangiert. Wenn er volljährig wird, will sich der Mann erneut verheiraten, dieses Mal nach eigener Wahl.

In einigen eher westlich eingestellten Ländern im Maghreb gilt die Polygamie unter den Jungen als Anachronismus. Die Gesellschaft verändert sich, die Scheidung wird legalisiert, die Frauen beginnen, wirtschaftliche Unabhängigkeit zu erlangen, und die Sitten werden freier.

Ein Arzt in Niger befragte rund hundert junge Männer und Frauen. Eine Minderheit unter ihnen sprach sich gegen die Polygamie aus, und zwar aus folgenden Gründen: Wegen der Rivalität unter den Frauen sei das Leben zuhause nicht auszuhalten; die schwieriger gewordene materielle Lage erlaube es nicht, mehrere Frauen zu unterhalten; in polygamen Haushalten sei es schwierig, die Kinder richtig zu erziehen, diese würden leichter straffällig.

Einige Frauen sehen in der Polygamie eine Sicherheit in Bezug auf die Gefahren und Aggressionen des Alltags. Sie finden, dass nur ein Ehemann, auch wenn er polygam ist, der Frau den nötigen Schutz geben kann. Eine meinte: «Ich habe lieber einen abweisenden Ehemann als gar keinen.» Andere Befürworterinnen fanden, dass die Polygamie das Sexualleben besser kanalisieren, ordentlicher und auf religiöser Ebene legitimer gestalten. Ein Argument, das in Zeiten von Aids an Aktualität gewinnt.

In Afrika ist Polygamie oft ein Deckmantel für die Ausbeutung der Frau. Da die Frauen keine Bildung haben, nicht an den wichtigen Entscheiden des Landes teilhaben, können sie sich gar kein anderes Leben vorstellen. Nur wenn eine Politik verfolgt wird, welche die Frauen sozial und wirtschaftlich fördert, können diese ihre Rolle in Familie und Öffentlichkeit spielen. Diese Förderung bedingt die Einschulung und Ausbildung der Mädchen. ■

(Aus den Französischen)



Hedi Hostetter



Iris Kebs

Sozialgipfel in Genf

Weiter gehen als Kopenhagen

Genf wird Ende Juni eine Sondersession der Vollversammlung der Vereinten Nationen beherbergen. Dabei geht es – fünf Jahre nach dem Sozialgipfel von Kopenhagen – um die Überprüfung der sozialen Situation in der Welt. Dass die Versammlung in Genf stattfindet, geht auf eine Initiative der Schweiz zurück. Wir erwarten davon neue Impulse für die Beseitigung der extremen Armut und den Abbau der Arbeitslosigkeit.

Die Lage ist bekannt und nicht akzeptabel: zwar wurden während dreissig oder vierzig Jahren für die Mehrheit der Bevölkerung dieser Erde zahlreiche Fortschritte erzielt. Aber der Graben zwischen Reich und Arm weitet sich nach wie vor aus. Rund ein Viertel der Weltbevölkerung kann die Grundbedürfnisse an Nahrung, Trinkwasser, Gesundheitspflege und Erziehung noch immer nicht decken, muss also sogar auf ein Minimum an menschlicher Würde verzichten.

Am Sozialgipfel von 1995 wurde der Wille ausgedrückt, eine Entwicklung zu korrigieren, die bis anhin vorwiegend wirtschaftlich und finanziell ausgerichtet war. Dank dem Gipfel wuchs das Verständnis dafür, dass Armut vor allem auf einen Mangel an Macht zurück geht, wodurch der Zugang zu produktiven Ressourcen wie Wasser, Boden, Kredite, staatliche Dienstleistungen und Wissen verhindert wird. Diese Ressourcen werden von besser organisierten, besser geschützten und stärkeren Gruppen in Beschlag genommen. Dies erklärt auch, warum vor allem Frauen und Mädchen unter der schlimmsten Armut leiden.

Die Schweiz hat sich gemäss ihrem Gesetz über die Entwicklungszusammenarbeit bereits in Kopenhagen stark engagiert und tut das wieder für die Session im Juni. Unser Land hat die Initiative für dieses Treffen in Genf ergriffen, um die Teilnahme aller Akteure

zu erleichtern: Privatwirtschaft, Regierungen, Zivilgesellschaft, Forschung und Gewerkschaften.

Unsere Erwartungen an diesen Anlass sind gross. Es geht zunächst um eine verstärkte Mobilisierung aller Teilnehmenden, um die seit 1995 gemachten Fortschritte auszubauen und zu stärken. Kopenhagen hat dazu geführt, dass die Entwicklungspolitiken überprüft werden, damit sie bei der Unterstützung der Ärmsten präziser und effizienter werden. Aber das reicht nicht aus.

Wir erwarten auch ein vertieftes Nachdenken und einen Austausch bei der Schaffung von Arbeitsstellen. Die Arbeitslosigkeit von weltweit Hunderttausenden, vor allem junger Menschen mit Berufsausbildung, ist eine enorme wirtschaftliche Verschwendung. Schlimmer noch: es ist ein Angriff auf die persönliche Würde, was sehr negative psychologische und soziale Auswirkungen haben kann. Verschiedenste Anstrengungen wurden bereits unternommen, um Stellen zu schaffen, zum Beispiel durch die Schweizer Zusammenarbeit. Nach wie vor fehlt aber eine eigentliche internationale Strategie, welche Lehren aus den gemachten Erfahrungen zieht. Das Treffen in Genf könnte die Richtung für eine gemeinsame und effizientere Aktion in diesem Bereich weisen.

Jean-François Giovannini
Stellvertretender Direktor der DEZA

(Aus dem Französischen)

Die soeben erschienene Nummer 3 der Entwicklungspolitischen Schriften beinhaltet die DEZA-Politik für soziale Entwicklung sowie verschiedenste Artikel von Fachautorinnen und -autoren. «Von der Schwierigkeit, die Armut in der Welt zu beseitigen» ist in Deutsch, Französisch, Englisch sowie Spanisch erhältlich und kann mit dem beigelegten Bestellcoupon für Publikationen bestellt werden.

Neue Wege in Madagaskar

Die Schweiz richtet ihre Hilfe an Madagaskar neu aus. Nach dreissigjähriger Zusammenarbeit mit der Regierung wird sie von jetzt an exklusiv mit den Akteuren der Zivilgesellschaft arbeiten, im Rahmen eines Programms der ländlichen Entwicklung, das am 1. Januar 2001 anläuft.

Alarmierende Armut

Trotz eines leichten Wirtschaftswachstums seit 1994 verschlimmert sich die soziale Situation in Madagaskar weiter. Von 1960 bis 1998 hat die Armut um 35 Prozent zugenommen. In zwanzig Jahren ist der Zugang zu den Gesundheitsdiensten von 65 auf 35 Prozent zurückgegangen, und in den letzten fünfzehn Jahren hat das Haushaltseinkommen um fast die Hälfte abgenommen.

Dezentrales Programm

Das Programm für ländliche Entwicklung PDR ist dezentralisiert aufgebaut. Es wird regional koordiniert, ein Bewilligungskomitee wird über die Gesuche um Hilfe entscheiden und ein technisches Komitee wird die Machbarkeit der Projekte untersuchen.

In Antananarivo definiert das Steuerungskomitee die grossen strategischen Ausrichtungen, und das Gesamtprogramm wird von einer nationalen Koordination geleitet.

(jls) Die Umkehr wurde bereits 1995 eingeleitet, da eine Evaluation eine gemischte Bilanz der Zusammenarbeit mit den Staatsstrukturen ergeben hatte. Seither bevorzugt die DEZA regierungsunabhängige Partner. Bis 1997 führte sie noch die Partnerschaft mit dem Tiefbauministerium für die Reparatur von Strassen weiter. Nach der Ermordung des Programmleiters, des Urner Ingenieurs Walter Arnold, wurde das Programm jedoch eingestellt.

Trotz mehrfacher Interventionen der Schweiz wurde das Verbrechen von der madagassischen Justiz nie aufgeklärt. «Der Mangel an Transparenz, von welchem die Ermittlungen geprägt waren, hat den Prozess der Überlegungen über eine Neuausrichtung der Hilfe beschleunigt», führt der DEZA-Programmverantwortliche Gerhard Siegfried aus. Ein weiteres Element stützte diesen Entscheid: «Die madagassische Regierung hat bis heute keinen wirklichen Willen gezeigt, das Leben der Bevölkerung zu verbessern. Sie hat grosse Schwierigkeiten bei der Umsetzung überzeugender Strategien im Kampf gegen die Armut, von der drei Viertel der Bevölkerung betroffen sind.»

Der Entscheid fiel am 18. September 1998: die DEZA-Direktion beschloss, im Jahr 2000 ihr Koordinationsbüro in Antananarivo zu schliessen, Madagaskar von der Liste der Schwerpunktländer zu streichen und ab 2001 ein Programm einzuleiten, das sich auf die Bekämpfung der Armut auf dem Land (Programme de développement rural / PDR) konzentriert. Das Programm im Umfang von sieben Millionen Franken wird von der Stiftung Intercooperation geleitet und konzentriert sich auf die Regionen Imerina, Betsileo und Menabe.

Hilfe für die lokale Dynamik

In Madagaskar nimmt die Armut nach wie vor zu. Steuerbetrug und Korruption haben verheerende Auswirkungen auf die öffentlichen Einnahmen. Weil die Mittel fehlen, ist der Staat praktisch nicht mehr in der Lage, die Basisdienstleistungen für die Bevölkerung wie Sicherheit, Erziehung, Gesundheitswesen und Transport zu gewährleisten. Diese Trägheit des Staates hat wenigstens eine positive

Auswirkung: «Fast überall auf dem Land entwickelte sich eine lokale Dynamik. Die Leute haben begonnen, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, und zwar mit erstaunlicher Bestimmtheit», stellt Siegfried fest.

Das PDR will diese Bewegungen in den Bereichen unterstützen, welche in Madagaskar auch bisher schon von der DEZA abgedeckt wurden, also Trinkwasserversorgung, Gesundheit, Bewirtschaftung der natürlichen Ressourcen, landwirtschaftliche Produktion und Kommunikation auf dem Land. Es wird aber nur auf Anfragen von der Basis reagiert. Regionale Komitees werden die Gesuche um Hilfe der lokalen Akteure studieren, abklären, ob sie den strategischen Zielen des Programms entsprechen und entscheiden, ob sie sich damit befassen wollen oder nicht.

Die Kontrolle wird ziemlich streng sein, denn das PDR soll über die Finanzierung von kleinen Projekten hinausgehen: «Wir wollen nicht hier ein Ambulatorium reparieren und dort einen kleinen Brunnen graben... Sonst würde das Programm in Hunderte von kleinsten Einzelaktivitäten zerstückelt. Das PDR muss aber Einfluss auf die ländliche Entwicklung der ganzen Region haben. Sein Ziel ist die Stärkung der Zivilgesellschaft, damit die ländliche Bevölkerung ihre wirtschaftliche und soziale Entwicklung selber gestalten kann.»

Aufforderung zum Wettbewerb

Um Geld zu erhalten, müssen sich die Bauern nach den Prinzipien des Programms richten. Einige Beispiele: Die zu unterstützende Aktivität muss einen positiven Einfluss auf die Umwelt haben, die schwächsten Gruppen – namentlich die Frauen – mit einschliessen, lebensfähig sein und eine Garantie für die künftigen Generationen bieten. Ferner werden nur Gesuche berücksichtigt, welche auf breiter Grundlage von den Interessierten abgestimmt wurden, von den Bauern bis zum Bürgermeister. Und schliesslich sind die Bauern gehalten, sich an den Kosten zu beteiligen, um so ihr Engagement zu zeigen. Dieser Beitrag kann in Form von Geld, Naturalien oder Arbeit geleistet werden.

Wenn das Gesuch gebilligt ist, wird das PDR die



Keystone



22

23

Bauern mit den Dienstleistungsanbietern in Kontakt bringen. Bei einem technischen Projekt können das Handwerker oder lokale Kleinunternehmer sein. Wenn es um eine soziale Aktivität geht, kommen Nicht-Regierungsorganisationen zum Zug. Das Programm wird die verschiedenen Anbieter zum Wettbewerb auffordern und kann ihnen auch helfen, ihre Offerte zu verbessern.

Das PDR misst ausserdem dem Prinzip des Empowerment grosse Bedeutung zu. Dadurch werden die Bauern zu ihren eigenen Herren und können die gesamte Verantwortung für das Projekt überneh-

men. Sie werden die Anbieter auswählen, die Durchführung der Arbeiten überwachen und die Rechnungen mit dem direkt vom PDR erhaltenen Geld bezahlen. Am Anfang dürfte dieses System in der Praxis etwas schwierig sein. «Bisher wissen nur wenige Dorfbewohner genügend über Buchhaltung, Vertragsabschlüsse und Durchführung finanzieller Transaktionen Bescheid. Deshalb werden wir sie begleiten, bis sie die nötigen Kompetenzen erworben haben», sagt Gerhard Siegfried. ■

(Aus dem Französischen)

Journalistenschmiede für Albanien

Die elektronischen Medien boomen: In Albanien gibt es zurzeit 41 Lokalradiostationen. Sie sind der wichtigste Informationsträger für einen Grossteil der Bevölkerung. Ein DEZA-Projekt fördert die Journalisten-Ausbildung.



Paolo Bertossa



Keystone

(gn) Die meisten sind jung, voller Enthusiasmus und Tatendrang. Sie leben in Tirana, in Provinzstädten und in kleinen Dörfern. Und sie machen Radio. Junge Journalistinnen und Journalisten, meist ohne Erfahrung und entsprechende Ausbildung, versuchen, die neue Freiheit mittels der neuen Medien zu gestalten.

Hier setzt ein Projekt an, welches die Schweiz in Zusammenarbeit mit dem Albanischen Medieninstitut 1999 gestartet hat: In drei zeitlich gestaffelten Semesterkursen werden insgesamt 45 Radiojournalisten aus ganz Albanien ausgebildet. Das Training ist betont praxisorientiert und vermittelt sowohl Basiswissen im Journalismus, wie auch Know-how für radiospezifisches Schaffen (Interviewtechnik, Gestaltung von Reportagen).

Vermitteltes Wissen breitet sich aus

Während der Ausbildung wird im digital ausgerüsteten Studio in Tirana geübt, die Studenten lernen aber auch die klassische analoge Montage, welche in den Lokalstudios momentan noch vorherrscht. «Oft müssen die Journalisten bei ihren Stationen mit

einfachen, nicht-professionellen Geräten arbeiten. In der Ausbildung lernen sie deshalb auch, wie man unter derartigen Bedingungen ein Maximum erreichen kann», sagt der Tessiner TV-Journalist und Projektleiter Paolo Bertossa. Angesichts der rasanten Entwicklung und der relativ günstigen Preise für digitale Radio-Ausrüstungen rechnet er damit, dass viele Radiostationen innert kürzester Zeit sowohl digital arbeiten, wie auch über einen Internetanschluss verfügen werden. Der Umgang mit dem Internet ist deshalb ebenfalls Thema der Ausbildung. Anfangs Februar wurde der zweite Kurs abgeschlossen, im April begann das letzte Training im Rahmen dieses Projekts. Die Absolventen des ersten Kurses konnten in der Zwischenzeit das Gelernte bereits anwenden und haben, wie Umfragen zeigen, ihr neues Wissen auch an Kollegen weiter gegeben. Damit die Journalistenausbildung in Albanien eine Zukunft hat, werden im Rahmen dieses Projekts zudem, parallel zur Grundausbildung, acht erfahrene albanische Journalisten zu Tutoren ausgebildet. ■

Zwei Pioniere der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit



Urs Keller



Keystone

Dr. Hans Keller, a. Botschafter, ist am 14. Dezember 1999 im Alter von 91 Jahren gestorben. Er war der erste Leiter des vor 39 Jahren geschaffenen «Technischen Dienstes» im Eidgenössischen Politischen Departement; dieser Dienst ist der Ursprung der heutigen Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) im EDA. Bis kurz vor seinem Tod hat Hans Keller rege am Werdegang der DEZA teilgenommen. Stolz erklärte er jeweils, wie er seine Arbeit mit einem Mitarbeiter und einer Mitarbeiterin begonnen hatte. Er hatte seine Aufgabe sichtlich gerne gemacht und blieb zeitlebens von ihr erfüllt.

Hans Keller durchlief einen abwechslungsreichen Berufsweg als Journalist und Vertreter der Schweizerischen Zentrale für Handelsförderung in der Slowakei, wo er den Holzexport in die Schweiz organisierte und sich im 2. Weltkrieg für jüdische Flüchtlinge einsetzte. Danach trat er in die damalige Handelsabteilung (später BAWI) ein und wechselte später in den diplomatischen Dienst, u.a. als Leiter des erwähnten «Technischen Dienstes». Als Botschafter in China, persönlich befreundet mit Tschou-en-Lai, und in Jugoslawien lebte er die schweizerische Interessenwahrung intensiv. Auch nach seiner Pensionierung setzte sich Keller für die Gestaltung der bilateralen Beziehungen ein, als Praktiker mit dem Sinn für das Machbare, als ideenreicher Initiant vieler Vorhaben.

Seine Erzählungen bleiben unvergesslich, ebenso wie seine Taten. Seine Vorliebe für die Jagd – als bevorzugter Partner von Präsident Tito – sein Interesse für Länder und Leute und seine Bescheidenheit bleiben in steter Erinnerung. Für seine Besuche und Ratschläge werde ich Hans Keller immer dankbar bleiben.

Dr. August Lindt, a. Botschafter, ist am 14. April 2000 im Alter von 95 Jahren von uns gegangen. Sein Leben und Wirken wurde in vielen Zeitungen gewürdigt. Nicht nur als IKRK-Delegierter, UNO-Hochkommissar für Flüchtlinge, Botschafter in New Delhi, Moskau und Washington bleibt er in unserer Erinnerung, sondern auch als erster Delegierter des Bundesrates für technische Zusammenarbeit.

Dr. August Lindt hat das Werk von Dr. Hans Keller weitergeführt. In seine Zeit fiel der substantielle Aus- und Aufbau Richtung der heutigen DEZA. August Lindt hat in nimmermüder Schaffenskraft die schweizerische Auslandhilfe gestaltet und mit seinem Wirken schweizerische Humanität und Solidarität gelebt. Auch er hat bis zu seinem Ableben am Werdegang der DEZA reges Interesse gezeigt und uns in unvergesslichen Gesprächen für die weitere Arbeit motiviert. Viele unserer pensionierten und noch aktiven Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden seinem Einsatz und seiner Persönlichkeit dankbar gedenken.

Die Schweiz hat in kurzem Abstand zwei ihrer bisher sechs Leiter der Entwicklungszusammenarbeit verloren. Nicht verloren ist ihr Wirken. Sie waren Pioniere im wahrsten Sinne des Wortes und dafür werden wir ihnen immer dankbar sein. Ihre Arbeit war das Fundament unserer heutigen internationalen Zusammenarbeit, die nebst der Entwicklungszusammenarbeit auch die humanitäre Hilfe und die Ostzusammenarbeit umfasst.

Walter Fust
Direktor der DEZA

Afrika und sein erstaunliches Schilf

Während Afrika-Pessimisten das Bild eines verlorenen Kontinents zeichnen, der jeglichen Übeln ausgeliefert ist, sind Afrika-Optimisten überzeugt, dass er sich dank seiner unbestrittenen Trümpfe wieder auffängt. Drei Afrikakenner streiten um die Zukunft eines Kontinents: Die Senegalesin Ndioro Ndiaye, Stellvertretende Generaldirektorin der Internationalen Organisation für Migrationen (IOM), der Schweizer Laurent Monnier, Kursverantwortlicher am Institut universitaire d'études du développement (IUED), und Edgard Gnansounou aus Benin, Präsident von «Imaginer et Construire l'Afrique de Demain» (ICAD). Gesprächsführung: Jane-Lise Schneeberger.



Pierre Viot (3)

Edgard Gnansounou



Laurent Monnier



Ndioro Ndiaye

Eine Welt: Wie sehen Sie Afrikas Zukunft?

Edgard Gnansounou: Ich bin überzeugter Optimist. Einer der grössten Trümpfe Afrikas ist seine Jugend. So wie es heute ist, kann es nur besser werden. Ausserdem profitiert Afrika von einem technologischen Umfeld, das unwiderstehlich in Richtung Dezentralisierung geht. Internet, Handys, Radio... Repräsentanten einer kulturellen Revolution, welche die Entfaltung des Kontinents verbessern wird.

Laurent Monnier: Um Zukunftsprognosen machen zu können, muss Afrikas Geschichte einbezogen werden: Zuerst musste es die Sklaverei über sich ergehen lassen, dann die Kolonisierung und schliesslich den Kalten Krieg. Die eigentliche Befreiung fand erst 1994 mit dem Ende der Apartheid statt. Heute ist eine allgemeine Umgestaltung im Gang. Afrika ist daran, die externe Domination zu verdauen. Und das führt manchmal zu extremer Gewalt. Aber das endgültige Gleichgewicht wird nicht von aussen diktiert werden.

Ndioro Ndiaye: Als Afrikanerin kann ich gar nicht anders als optimistisch sein. Afrika könnte langfristig zu einem Interessenzentrum werden. Trotz der Verheerungen durch Aids gibt es viele Junge, die ge-

bildet, kreativ und fähig sind, der Entwicklung Impulse zu verleihen. Es besitzt äusserst reiche Bodenschätze, die Erde ist fruchtbar. Aber die Entwicklung wird durch Bruderkriege, Sektierertum, Autoritätsansprüche, «schlechte Regierungstätigkeit» sowie die persönlichen Interessen der führenden Schichten behindert.

Gnansounou: Autoritäre Mächte haben zu lange die freie Entwicklung der Kreativität unterdrückt. Wegen der von aussen verordneten wirtschaftlichen Modelle wurde die Phantasie behindert. Politisch ist Afrika noch nicht ganz frei. Wir müssen der Demokratie einen Inhalt geben, der näher bei den Menschen ist. Einfach einen Präsidenten und Abgeordnete mit Sitz in der Hauptstadt zu wählen, ist eine ziemlich begrenzte Demokratie. Eine der afrikanischen Kultur angepasste Demokratie sollte dezentralisiert sein und vor allem auf lokaler Ebene stattfinden, mit der Suche nach Konsens, Verständigung und Toleranz. Die afrikanischen Staaten müssen ihr eigenes Gesellschaftsprojekt entwickeln, das in ihrer Kultur verwurzelt ist.

Eine Welt: Es gibt kulturelle Werte, welche in der heutigen Zeit als unangebracht gelten. Könnten diese die Entwicklung behindern?



Still pictures



26

27

Gnansounou: Die Kultur kann eine Behinderung sein, wenn Entwicklung als etwas angesehen wird, das von aussen kommt, denn dann geht man davon aus, dass die Kultur sich dem Modell anpassen muss. Aber wenn Entwicklung Suche nach Entfaltung der Menschen ist, muss das Modell vielmehr den kulturellen Werten angepasst werden.

Monnier: Die afrikanischen Kulturen sind sehr strikt, aber sie können alles integrieren, was für sie interessant ist. Der kongolesische Schriftsteller Tchicaya U Tam'Si hat diese kulturelle Kraft illustriert, indem er Afrika mit Schilf verglich. Wenn das Schilf Stürmen wie der Sklaverei und der Kolonisierung ausgesetzt ist, beugt es sich, und wenn alles vorbei ist, richtet es sich wieder auf. Heute sind wir soweit. 1994 war die letzte Phase der Kolonisierung abgeschlossen. Das Schilf wird sich wieder aufrichten.

Ndiaye: Der kulturelle Reichtum Afrikas sollte ein Trumpf sein. Aber die korrupten Führungseliten sind oft bereit, die ethnischen, Rassen- oder Religionsunterschiede auszunutzen, um sich an der Macht zu halten. Trotzdem ist die Kultur ein echtes Gut, das allen Afrikanerinnen und Afrikanern eigen ist, den Peuls ebenso wie den Bambaras und den Wolofs. Auf dieser Grundlage bauen «Pluspunkte» wie die Ausbildung auf, die genau so wichtig ist.

Wenn die Leute nicht fähig sind, die Botschaften ihrer Führung zu entschlüsseln, können sie nicht richtig teilhaben.

Eine Welt: Aber viele gut ausgebildete Afrikanerinnen und Afrikaner verlassen ihr Land und wandern nach Europa oder in die USA aus. Kann dieser Wissensverlust aufgehalten werden?

Ndiaye: Die Migration trägt zum Austausch zwischen den Völkern und zur gegenseitigen Bereicherung bei. Wenn der Abwanderung der klugen Köpfe Einhalt geboten werden kann, ist Migration etwas Gutes. Aber wie kann sich ein Land entwickeln, wenn 35 Prozent seiner Intelligenz weg ist? Die IOM fördert die freiwillige Rückkehr qualifizierter und auch nichtqualifizierter Menschen nach Afrika, damit deren Heimat vom Wissen und den Kenntnissen, die sie im Ausland erworben haben, profitieren kann. Leider geben sich die afrikanischen Länder keine Mühe, Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. So reisen diese Leute oft nach einem halben Jahr wieder aus.

Gnansounou: Die Migration darf nicht weiter verurteilt werden. In Zeiten der Globalisierung kann man einem Afrikaner, der zuhause schlecht lebt, keinen Vorwurf machen, wenn er weg geht. Es gibt

Schwarze Eliten und weisse Helfer

Die kamerunische Soziologin Axelle Kabou hat mit ihrem Aufsehen erregenden Buch «Weder arm noch ohnmächtig: eine Streitschrift gegen schwarze Eliten und weisse Helfer» 1995 ein Tabu gebrochen. Darin kritisiert sie die Afrikaner, sie seien an ihrer Rückständigkeit selber Schuld, weil sie Technik als etwas Fremdes und Bedrohendes betrachteten. Afrikanische Intellektuelle überschütteten Kabou daraufhin mit Beschimpfungen, während ihre Thesen im anglophonen Afrika gar nicht erst rezipiert wurden. «Weder arm noch ohnmächtig: eine Streitschrift gegen schwarze Eliten und weisse Helfer», Lenos Verlag



KeySTONE

«Die Vorstellungen, die sich die Europäer vom Schwarzen Kontinent machen, kontrastieren sehr scharf. Doch Afrika hat, wie jede fremde Welt, seinen eigenen Sinn und lässt sich nach europäischen Massstäben wohl nie begreifen. Und vielleicht ist das sogar gut so.»

Wolfgang Kunath, langjähriger Korrespondent in Nairobi

«Das Problem ist, dass der Weiße mit Erwartungen und Forderungen an die Afrikaner herantritt und wir nicht wissen, wie viel sie übernehmen möchten (...) Zum Glück ist Afrika resistent gegen alle die guten Sachen, die wir an den Kontinent herantragen. Vielleicht besteht ja die Möglichkeit, dass wir aus der Erfahrung heraus, die wir in Afrika machen, umdenken. Dass wir sie als Anstoss nehmen um zu fragen, wieso unser System in Afrika nicht funktioniert.»

Dominik Langenbacher, Ex-Uno-Koordinator für Somalia

Länder wie die USA, die durch Migration entstanden sind. Es ist besser, die Diaspora als Träger des kulturellen und wirtschaftlichen Austausches zu nutzen, der gut ist für Afrika. Das scheint mir wichtiger, als unbedingt die «klugen Köpfe» zurückholen zu wollen.

Eine Welt: Afrika hat viel Hilfe aus dem Norden erhalten und ist immer noch gleich arm. Muss die Entwicklungszusammenarbeit als Misserfolg gewertet werden?

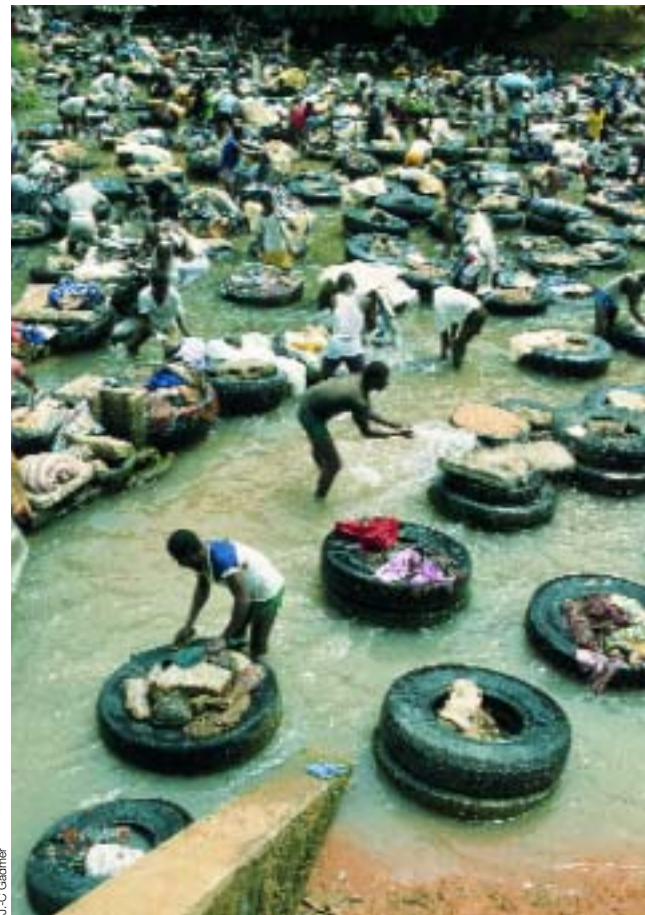
Monnier: Man darf nicht denken, dass die Entwicklung von der Zusammenarbeit bestimmt wird. Die Europäer werden an der Zukunft Afrikas nichts ändern. Das Wort Entwicklung beinhaltet eine Art Missverständnis. Wird es nicht oft als Anhang des Wortes «Zivilisation» verstanden? Afrika weiss, was es will. Man soll es in Ruhe lassen! Viel zu lange schon wollte man ihm erklären, was es zu tun habe.

Ndiaye: Sogar wenn die Ideologie der Zusammenarbeit gerechtfertigt wäre, so kann diese Hilfe an Afrika – die nicht wirklich geholfen hat – nur vorübergehend sein. Der Kontinent muss auf sich selber zählen. Im Übrigen ist diese Hilfe nicht unschuldig. Die Empfänger sind ebenso sehr Geber wie diese selber, denn das Geld kommt schliesslich an seinen Ausgangspunkt zurück. Man soll die Afrikaner endlich nicht mehr als Kinder mit ewigen Bedürfnissen ansehen, sondern sie als Partner behandeln. Afrika brachte seit jeher Unternehmer hervor, Leute, welche die Sprache der Wirtschaft sehr gut verstehen.

Gnansounou: Afrika hat Hilfe nötig. Es braucht Investitionen in Erziehung, Gesundheit, Infrastrukturen. Und wenn die afrikanischen Länder auf ihre eigenen Fähigkeiten allein angewiesen wären, würde das zu lange dauern. Ich befürworte alles, was das

Potenzial und die Kapazitäten Afrikas stärkt. Ich sähe zum Beispiel eine Subventionierung der Frachtkosten, um die Exporte afrikanischer Produkte in die reichen Länder zu erleichtern. Wussten Sie, dass bei der Ananas aus der Elfenbeinküste die Fracht mehr als die Hälfte des Preises auf dem Schweizer Engros-Markt ausmacht? ■

(Aus dem Französischen)



J.-C. Giedner

Von Dakar nach Djibouti

Anfangs der 50er-Jahre, zwanzig Jahre nach dem französischen Ethnologen Marcel Griaule, reiste ich auf den Spuren seiner Expedition von Dakar nach Djibouti, in der Hand die Aufzeichnungen von Michel Leiris *L'Afrique fantôme*. Der Titel macht die verwirrende Fremdartigkeit dieses Kontinents deutlich, der sich einem verschliesst, obwohl er sich zu öffnen scheint. Was anfangs klar erscheint, wird bald komplex und dann unverständlich. Man muss sich mit dem Rätsel abfinden und es so gut wie möglich interpretieren, um der Wahrscheinlichkeit auf die Spur zu kommen. Und trotz allem zweifelt man schliesslich, ob man richtig verstanden hat.

Am einen Ende eingetaucht, musste ich den Weg erkämpfen, um am anderen Ende des Kontinents wieder aufzutauchen. Es gelang mir nie recht, diese Strassenkilometer aneinander zu reihen. Ebenso wenig die Tage. Hie und da kam ich dank dem Flugzeug wieder etwas zu Atem, wie ein Taucher kurz an die Oberfläche kommt, um Bilanz zu ziehen. Mit dem lokalen, von Post zu Post hüpfenden Flugzeug. Nicht mit der Langstreckenpost, welche abrupt sich von Afrika losreisst Richtung dem Europa der Geschäfte, der Ferien, der Familien.

Ansonsten war ich fast immer mit dem Lastwagen unterwegs, im feuchten Dunst des frühen Morgens mit den Turteltauben, in der flirrenden Hitze des Mittags, abends mit den Insekten. Die beschädigten Sitze schüttelten die Nieren durch, die

holprige Strasse liess uns ans Wagendach spicken, und die Hitze des Motors grillierte Füsse, Knie, Gesicht. In der Ware hinten im Wagen schien das Gewicht des ganzen Kontinents zu liegen. Die Ladung bestand aus Mais, Palmkohl, Baumwolle, Fasern. Lange gelbe Jutestränge wurden auf den lokalen Märkten abgeholt, wo sie um die Waage und den Mann von der Behörde herum gestapelt waren. Farbenprächtige Baumwolle, die stückweise zu drei Faden wieder verkauft wurde, oder geräuchertes Fleisch, dessen Haut und Knochen geschwärzt waren. Damals gab es noch Banknoten zu fünf Francs, auf denen «Afrique française libre» stand.

An den Haltestellen kochten die Fahrer die *Atanga*, eine Art bittere Pflaume. Sie tauchten sie an einem Stock ins Kühlwasser des Motors, manchmal fiel sie hinein, dann kam es zu Fehlzündungen oder Pannen. Manchmal wurden einem etwas zweifelhafte Eier angeboten, ohne Legedatum, die Hühner hatten sie irgendwann in der Böschung gelegt. Es gab auch Flussfische voller Gräten, grüne Bananen und Maniok, Blausäure.

Die kurvenreiche Strasse führte unter den Baumkronen hindurch. Im Schatten Pflügen voller seifigen Schlamm. Aber sobald die Sonne durchschien, wirbelte der rote Lateritsand auf und gab einem das Aussehen eines Mohikaners. Ein Loch blieb nie lange gefüllt: sonst wäre dem nahen Dorf die Arbeit ausgegangen. Dort leistete man immer

gern Pannenhilfe. Diese Dörfer, in denen man schlief, weil man wegen eines Wirbelsturms nicht übers Wasser fahren konnte, oder weil die Scheinwerfer wegen der erschöpften Batterie nur noch flackerten. Man fiel fast um vor Müdigkeit. Aber immer gab es das Empfangsritual, Bruderschaft, Konversation, Austausch von Neuigkeiten. Überall in Afrika, am Wasser wie entlang der Pisten, an den Stränden wie auf den Hügeln, mitten im Wald und im Dickicht, immer diese Menge von Gesichtern, so dass man glaubte, diese leere Welt sei überbevölkert. Und die Palaver. Ich werde nie den gehörnten Ehemann vergessen, der vor dem Chef erschien, die in Tränen aufgelöste Ungetreue im Schlepptau, in der Hand einen Zettel mit Zahlen zu den Angriffen auf seine «ehemännliche» Ehre. Darauf las ich unter anderem: «Ein Hahn, von mir gekauft, von meiner Frau ihrem Liebhaber verkauft, 400 Francs.»

Ein Kontinent, auf dem die Neugier nie einschläft. In diesem Sinn hat sich nichts geändert. Afrika hat seine Fähigkeit zu überraschen nicht verloren, angefangen bei seiner glücklichen Ausdrucksweise, bis hin zu seiner Musik, die trotz all des Unglücks welches es immer wieder heimsucht, so hervorragend ist, dass mittlerweile die ganze Welt nach ihrem Rhythmus tanzt. ■

(Aus dem Französischen)



Monique Jacot

Charles-Henri Favrod, Journalist und Schriftsteller, war viel in Afrika unterwegs, schon zur Kolonialzeit. Er schrieb mehrere Bücher, so «*Le poids de l'Afrique*» (1958), «*L'Afrique seule*» (1961) und «*La révolution algérienne*» (1959), ihm sind auch die Reihe «*L'Atlas des Voyages*» (Rencontre) und die «*L'Encyclopédie du monde actuel*» (Hachette) zu verdanken. Er setzte sich oft mit dem neuen, unabhängigen Afrika auseinander, namentlich in seinen Kino- und Fernsehfilmen. Als historischer Fotograf leitete Charles-Henri Favrod von 1985 bis 1995 das Musée de l'Elysée in Lausanne. Er war besorgt über die Art, wie Afrika fotografiert wurde. «Bis es sich selbst fotografierte, was es heute ausserordentlich gut kann», so Favrods Kommentar.



Zum vierten Mal fand Ende 1999 in Bamako, Mali, das «Festival du Théâtre des Réalités» statt. Die Schweiz unterstützte das Austauschprojekt, das dem Theater im Sahel neue Impulse geben sollte. Es stand unter dem doppelsinnigen Motto «De l'oral aux cris» als Freudenschrei aber auch Hilferuf. Jodok W. Kobelt* erlebte eine Woche voller Tanz, Trommeln, Geschichten und Begegnungen.



Theater und Realität in Bamako

«Wir möchten mit unserem Festival Gemeinsamkeiten für alle sozialen Gruppen schaffen, nicht eine Veranstaltung für die Gebildeten und Vermögenden von Bamako. Bei uns sitzt der Gebildete neben dem Ungebildeten ohne Schulausbildung und Französischkenntnissen. Was zählt, ist die Gemeinsamkeit des Erlebens. Die Wirkung solcher Gemeinsamkeiten kann vielleicht über den Theaterabend hinausführen», sagt Adama Traore, Festivaldirektor des «4. Festival du Théâtre des Réalités». Theater hat in Mali eine lange Tradition, wenn man das Koteba-Volkstheater mitbetrachtet. Seit Jahrhunderten wird Tanztheater zur Unterhaltung wie zur Belehrung eingesetzt, heute auch im Dienste von Entwicklungsagenturen und -ideen. «Schon die alten Könige wussten: Hören ist gut, aber wenn die Menschen eine Botschaft hören *und* sehen, dann erst bleibt sie haften», erklärt Adama

Traore. Haben wir es also an diesem Festival mit der traditionellen Theaterkultur zu tun? Jein. Neben Theater- und Tanzgruppen aus einigen Regionen Malis nahmen acht Theatertruppen aus Senegal, Italien, Frankreich, Burkina Faso und Kanada teil. Bühnensprache ist mehrheitlich Französisch. Sinnvoll in einem Land, in dem offiziell 80 Prozent Analphabeten leben? «Die Zahl stimmt so nicht», erklärt der Journalist und Regisseur Boubacar Belco Diallo, «sie können vielleicht den lateinischen Buchstaben A nicht lesen, aber in Koranschulen wurden auch viele alphabetisiert – warum tauchen die in den Statistiken nicht auf?» Marie Françoise Balavoine, Presseverantwortliche des Festivals, antwortet mit einer Gegenfrage: «Warum sollen Leute, die täglich im Fernsehen französische Fortsetzungsgeschichten mitverfolgen und sprachlich auch kaum verstehen,

nicht auch einen Theaterabend geniessen können?» Balavoine kennt Afrika seit Jahren: «Ich habe früher Wasserpumpen für Mali oder Senegal vertrieben, aber ich merkte, die Leute brauchen mehr als nur Existenzsicherung. Sie haben auch ein Bedürfnis nach Unterhaltung. Darum gehen wir mit den Produktionen auch in die Quartiere zu jenen Leuten, die sich die Fahrt ins Stadtzentrum nicht leisten können.»

Alte Geschichten neu erzählen

Schulhöfe und Spielplätze bilden die Theaterbühnen in den Quartieren. Zeltbahnen auf dem Boden markieren die Bühne und verhindern, dass noch mehr vom allgegenwärtigen roten Staub der Erde Malis in der Luft liegt. Davor Strohmatten, auf denen ein kichernder Kinderhaufen den Auftritt der Schauspieler erwarten, dahinter stehen die Erwachsenen. Vier bis sechs alte

Scheinwerfer beleuchten die Bühne notdürftig. Hier noch schnell eine Farbfolie auf den Scheinwerfer geklebt, dort eine Gruppe sich balgender Jungs beruhigt.

Die Vorstellung kann beginnen. Für die Schauspieler ist die Arbeit hart, speziell, wenn feinere Töne, mehr Dialog als Aktion, in den Stücken vorkommen.

«Die Leute erwarten die schnellen, witzigen Sketches, welche sie von den Theatergruppen kennen, die für eine Erziehungs- oder Informationskampagne im Auftrag des Staates unterwegs sind. Was wir bieten, ist neu für sie», erklärt Ildevert Meda aus Burkina Faso, Autor und Regisseur von «L'amour d'une mère».

Seine Darsteller müssen viel lauter sprechen, noch mehr Präsenz in ihre Darbietung bringen, um die Aufmerksamkeit der Leute zu behalten. «Es wird einfacher, wenn die Menschen in unserem Stück Geschichten



30

31





entdecken, die sie vielleicht noch als Erzählung ihrer Grossmutter kennen gelernt haben», sagt Meda, «denn wir arbeiten mit diesen allegorischen Geschichten, Mythen und Märchen. Wenn die Geschichte erkannt wird, bleiben die Leute dran, auch wenn nicht alles Gesprochene verstanden wird.»

Nicht alle Stücke werden in den Vororten gezeigt. Die Produktion «Les indépendantistes» der Truppe «Les 7 Kouss» aus Senegal wäre zu wortlastig. Die Rahmenhandlung: Auf der Flucht vor dem Bürgerkrieg treffen sich sieben Figuren auf einem Bahnhof. Die Schienen sind weg. «Keine Schienen? Kein Problem! Der Zug ist das Wichtigste!» Um die Wartezeit zu überbrücken vertreiben sie sich die Zeit mit Geschichten erzählen. Am Schluss verlieren sich die Geschichten in Absurditäten: «Die Kerzenfabrik konnte nicht mehr produzieren: Kein Strom», oder «Den Helden wurde so laut applaudiert, dass alle Tiere vor dem Lärm ausser Landes flüchteten». Der Bürgerkrieg holt die Wartenden ein, sie sterben im Kugelhagel. «Ich bin Afrikaner –

ich weiss zu sterben», wurde vom Belgier Jean-Claude Idée inszeniert und wäre wohl in seiner beckettischen Absurdität und seiner Wortlastigkeit in den Quartieren nicht verstanden worden.

Le Bien-Avoir

Eine ganz andere Form hat die italienische Truppe «Koron Tlé» aus Mailand mit Schauspielerschülerinnen und -schülern aus Bamako erarbeitet: Ein Mix aus Alltags-Sprachfetzen in Italienisch, Französisch und Bambara. Wenn da die blonde Italienerin die Bambara-Übersetzung von «Ich liebe Dich» oder «Geh mir nicht auf die Nerven» spricht, bleibt der Lacher nicht aus, und wenn der quirliche Student aus Bamako «Io ti amo» sagt, wird auch das verstanden und beklatscht.

Hinter dem kulturellen Engagement der Theatergruppe steht die Regisseurin Serena Sartori. Sie empfindet die Einstellung vieler Europäer, afrikanische Kultur zur Folklore zu degradieren, als überheblich: «Ich wehre mich dagegen, in der Wahrnehmung Afrikas immer

Hunger, Krieg und Armut hervorzuheben. Wer mit den Künstlern zusammenarbeitet, findet einen immensen Reichtum, einen Stolz, den man mit dem überheblichen Gefühl des Mitleids abtötet. Ein afrikanischer Freund sagte mir mal: «Ihr habt wohl das Bien-Avoir aber nicht das Bien-Etre, ihr Europäer begreift uns Afrikaner vielleicht dann, wenn ihr versteht, dass unsere Seelen hungriger sind als unsere Körper. Die Europäer leben zur Zeit auf allen Ebenen in einer existenziellen Leere, darum haben wir keine Berechtigung, andere zu beurteilen, ihre Kultur mit unseren Werten zu messen.» Stellt sich die Frage, ob es überhaupt Sinn macht, dass sich Europa sowohl künstlerisch wie finanziell für ein Theaterfestival in Bamako engagiert. Besteht nicht die Gefahr, dass aus der guten Absicht des Engagements eine neue Form von Kultur-Kolonisierung erwächst? Serena Sartori schüttelt vehement den Kopf: «Diese Frage haben auch wir mit vielen afrikanischen Künstlern und Intellektuellen besprochen. Die für mich gültige

Antwort stammt von Dany Kouyate, einem Regisseur aus Burkina Faso, der mir sagte: 'Ihr habt uns die Komplexe unserer eigenen Kultur gegenüber eingetrichtert. Jetzt helfe ihr uns auch, diese Komplexe wieder zu zerbrechen.'» ■

**Jodok W. Kobelt ist freier Journalist für Radio DRS und andere Medien.*

Afrika ist anders..

...als viele Nachrichten uns glauben machen. Afrikanisches Leben ist auch Freude, Stolz, Farbe. Aktive Märkte, solidarische Familien, innovative Künste. Die DEZA will diese Realitäten stärker ins Bewusstsein bringen. Sie unterstützt deshalb dieses Jahr verschiedenste Kulturanlässe, die dieses andere Afrika ins Zentrum stellen. Details dazu siehe auf der Agenda-Seite zuhinterst in diesem Heft.



Kopf in den Wolken

Film

In Yaounde, der Hauptstadt Kameruns, verschlechtern sich die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr. Viele Leute, auch gut ausgebildete, sehen sich gezwungen, mit irgendeiner Nebenbeschäftigung ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Der Film «Mit dem Kopf in den Wolken» führt ein in die Welt des sogenannten informellen Sektors. Jean-Marie Teno malt ein eindrückliches Bild von der Lebenssituation, dem Überlebenswillen und dem Einfallsreichtum der Menschen in Yaounde. Und er kämpft filmend gegen die sich verbreitende Apathie, den Zynismus und die Lebensverachtung in seinem Land.

Jean-Marie Teno, Kamerun 1994, Dok-Film, 35 Minuten.

Fachstelle «Filme für eine Welt»,
Tel. 031 398 20 88,
www.filmeineinwelt.ch

Afrika der Frauen

Musik

(er) Fesselnde Stimmen, aussergewöhnliche Instrumentalistinnen und Komponistinnen, Grenzgängerinnen zwischen Tradition und Moderne, die «ein neues Afrika, das Afrika der Frauen» präsentieren, dies alles ist auf dem Sampler «Donna Africa» zu finden. Die tunesische Musikerin Mouna Amari kombiniert die arabische Laute Oud mit dem europäischen Kontrabass. Die Nigerianerin Yinka Davies führt traditionelle arabisch-tunesische Gesänge und Yoruba-Melodien mit indischen Tabla-Rhythmen zusammen. Und wenn die im burundischen Exil lebende ruandische Prinzessin Florida Uwera das Klagelied



«Mana Yabje» (Wo bist du, mein Gott?) a cappella interpretiert, ist Gänsehaut angesagt.

«Donna Africa» (Peregrina Music/Musikvertrieb)

Liebeslied einer Legende

(er) Melodische Gitarrenriffs perlen hell, satte Bassläufe grooven sanft, eine warm einschmeichelnde Stimme setzt zuweilen fast jubelnd ein: Das ist die Musik des 75-jährigen Wendo Kolosoy. Der Pate des kongolesischen Rumba landete 1949 mit der in der Lingala-Sprache vorgetragenen Liebeserklärung «Marie-Louise» einen grossen Hit. In den 60er-Jahren geriet er in Vergessenheit. Ein Film und ein unjubilantes Comeback-Konzert in Abidjan holten ihn nun aus der Versenkung – und nochmals ins Studio. Im Mittelpunkt seiner neuen CD steht wiederum «Marie-Louise». Zudem kommt's zum musikalischen Flirt mit der «Golden Voice of Cameroun», der 68-jährigen «Maman» Anne-Marie Nzie.

Wendo Kolosoy, «Marie-Louise» (Indigo/RecRec)

Globalisierung und Widerstand

Bücher

Einmal mehr bringt die Schriftenreihe «Widerspruch» ein Heft heraus, welches aktueller kaum sein könnte. «Globalisierung und Widerstand» behandelt, mal kontrovers mal inspirierend, brisante Themen wie den Freihandel, Finanzmärkte und Tobin-Steuer, die Migration und Frauen, den Standortnationalismus, die Pharmaindustrie und die Gewerkschaften oder Agrokonzerne und

Patente auf Leben.

«Globalisierung und Widerstand» kann bestellt werden bei:

«Widerspruch», Tel. 01 273 03 01;
www.widerspruch.ch

Das andere Afrika

(gnt) Die belgische Reise-reporterin Lieve Joris beschreibt so minutiös wie subjektiv ihre Begegnungen im Sahel. Die Unwirtlichkeit dieser Region Afrikas kontrastiert krass mit der Liebesswürdigkeit ihrer BewohnerInnen, die Kargheit der Überlebensmittel mit dem Glanz der sozialen Fähigkeiten der Menschen. Erkenntlich werden aber auch deren Abgründe und Schattenseiten, oder die Ursachen und Folgen der legendären Langsamkeit Afrikas.

Lieve Joris: «Mali Blues, ein afrikanisches Tagebuch», München: Malik 1998.

Leserbrief

Solaröfen als Alternative

(Indische Bäcker und Primus-Kocher in Südafrika in der Nummer 1/2000).

Als Alternativen zu den traditionellen Backsteinöfen, die mit Holz beheizt werden, gibt es nicht nur Dieselöl oder elektrisch betriebene Öfen, sondern auch Sonnenöfen. Diese backen (und kochen) ohne Energiekosten und ohne Luftverschmutzung. Kleine Modelle für die Familienküche können sogar im Eigenbau hergestellt werden. Die grösste Solarküche nahm Ende 1998 den Betrieb auf. Sie kocht und bäckt seither zwei bis drei warme Mahlzeiten für über 10000 Menschen im Brahmakumaris' Ashram, Mt. Abu in Rajasthan, Nordindien ausschliesslich mit Sonnenenergie.

Ulrich Oehler, Entwicklungsingenieur, Gruppe ULOG, Basel

Eine Welt – viel Lob

Seit 1998 erscheint das Magazin der DEZA mit einem neuen Konzept. Nun zeigt eine aktuelle Untersuchung der Medienberatungsfirma Publicom auf, dass die Neukonzeption von «Eine Welt – Un seul monde – Un solo mondo» die wichtigsten Ziele erreicht hat: Es konnten viele neue Leser und Leserinnen gefunden werden, die Zufriedenheit ist gestiegen, und die neue, zeitgemässige Gestaltung hat das Heft attraktiver gemacht. Von René Grossenbacher*.



Vor zwei Jahren wurde das DEZA-Magazin «E+D» in «Eine Welt» umgetauft. Dabei wurden nicht nur Namen, sondern auch Aussehen und Themenangebot geändert. Zudem erscheint das Heft nun viermal jährlich, anstatt dreimal wie vor dem Relaunch. Die auf Medienberatung spezialisierte Publicom hat nun analysiert, wie die Leserschaft «Eine Welt» heute einschätzt. Als Vergleich wurde eine 1996 durchgeführte Studie zu «E+D» beigezogen. Befragt wurden 600 repräsentativ ausgewählte Abonnenten und Abonnentinnen der drei Sprachversionen. Die Ergebnisse sind überzeugend – die meisten Veränderungen werden von den Befragten als Verbesserungen eingestuft.

Interessant und kompetent

«Eine Welt» bietet interessante Themen, ist gut verständlich und wirkt kompetent.» So lautet das überaus positive und in den drei Sprachregionen annähernd einstimmige Urteil der Abonnenten und Abonnentinnen.

Obwohl im Allgemeinen ein recht homogenes Interesse an den meisten Themen der Publikation besteht, gibt es doch einige Bereiche die besonders beliebt sind. Zu den Spitzenreitern gehören dabei eher generelle Fragen zu Wirtschaft, Ausbildung, Umwelt und politischem System sowie zu schweizerischen Entwicklungsprojekten.

Neun von zehn Befragten interessieren sich sowohl für entwicklungspolitische Themen als auch für fremde Kulturen. Diese Tatsache dürfte, laut Publicom-Untersuchung, der Hauptbeweggrund für ein Abonnement sein.

Neue, attraktive Gestaltung beliebt

Die Beurteilung der Gestaltung hat sich gegenüber 1996 klar verbessert. Das Magazin wirkt dadurch einladender und die Leserschaft findet einen schnelleren Zugang. Die meisten Befragten begründen sogar die Vorliebe für «Eine Welt» gegenüber dem Vorgänger-Magazin «E+D» gerade mit der besseren gestalterischen Aufmachung.

Generell kann «Eine Welt» auf eine noch zufriedener Leserschaft als ihre Vorgängerin «E+D» bauen. Auch der Mehrheit der langjährigen Leser und Leserinnen gefällt das jetzige Heft besser als das frühere «E+D». Das positive Urteil erstreckt sich über alle drei Sprachregionen.

Trotz allem Lob machen die Leser und Leserinnen auch Verbesserungsvorschläge und liefern nützliche Hinweise für die Weiterentwicklung der Zeitschrift. So wünschen einige «mehr Meinungsvielfalt», andere den stärkeren Einbezug von Drittwelt-Journalisten oder die Berücksichtigung von NGO-Standpunkten.

Geblichen ist die starke Bindung an das Heft. Sieben von zehn der Leser und Leserinnen der deutschsprachigen Ausgabe würden das Heft ziemlich oder sogar sehr vermissen, müsste man darauf verzichten. Im Tessin ist die Bindung sogar noch stärker, obwohl es die italienischsprachige Version erst seit zwei Jahren gibt.

Positiver Beitrag zum Image der DEZA

«Eine Welt» lässt unabhängige Meinungen zu Wort kommen und ist nicht ein PR-Organ der Verwaltung.» Mit dieser Aussage gibt mehr als zwei Drittel der Leserschaft ihr grosses Vertrauen zu dieser Publikation zum Ausdruck.

Dabei finden es fast alle Befragten in Ordnung, dass eine Amtsstelle eine solche Zeitschrift herausgibt, zumal sie die DEZA als «kompetent, weltoffen und glaubwürdig, ziemlich effizient, jung, kostenbewusst, dynamisch, kritisch und wenig bürokratisch» beschreiben. Ein solches Image ist für eine Bundesstelle beachtlich, und es darf vermutet werden, dass «Eine Welt» einen wesentlichen Beitrag zum vorteilhaften Image der DEZA bei den Lesern und Leserinnen leistet. ■

*Dr. René Grossenbacher ist Geschäftsführer der Publicom AG.

Anda



Beni Güntert

Das andere Afrika

South meets West

Zeitgenössische, überraschende Kunst aus Afrika in der Kunsthalle und im Historischen Museum Bern. Nähere Informationen: www.kunsthallebern.ch Bis 25. Juni in Bern

Boubou – c'est chic.

Sonderausstellung im Museum der Kulturen Basel im Rahmen des Themas Textilien. 26. Mai bis Ende Jahr in Basel

Afropfingsten: Welcome Afrika

Ein afrikanischer Markt, Workshops, Filme, Podiumsdiskussionen und Lesungen, sowie bekannte und junge Musikgruppen hauchen Winterthur afrikanisches Leben ein. Die DEZA hat das Patronat für dieses besondere Festival auf dem Sulzer-Areal Block 37, und präsentiert die Ausstellung «Hoffnung für Afrika» und eine weitere über Kulturgüterraub. Detailinformationen: www.afro-pfingsten.ch. 6. bis 12. Juni in Winterthur

Eyuphuro

Die berühmte Gruppe Eyuphuro aus Mosambik geht in der Schweiz mit

Zeena Bacar auf Tournee. Konsultieren Sie Kulturprogramme in Ihrer Region oder www.coordinarte.ch Im Juni auf Schweizer Tournee

Paléo-Festival

Das Grossereignis an der Côte ist zweifellos das bedeutendste und weltoffenste Open-Air der Schweiz. Zum 25. Geburtstag gratuliert die DEZA und präsentiert sich als Partnerin des Dôme, dem Zelt der Einen Welt. 25. bis 30. Juli in Nyon

WorldMusic FestivAlpe

Fünf Kontinente treffen sich in Chateau d'Oex auf dem Festivalgelände mit wettersicheren Konzertzelten. 4.-6. August in Chateau d'Oex

Jahreskonferenz

Die Jahreskonferenz für Entwicklungszusammenarbeit ist dieses Jahr Mosambik gewidmet. Am Abend läuft ein Kulturprogramm mit einer CD-Taufe. Detailprogramm in der nächsten Ausgabe von Eine Welt oder auf www.deza.admin.ch 31. August im Kongresshaus Biel

«Schweiz global», das Magazin des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), stellt aktuelle Themen der schweizerischen Aussenpolitik vor. Es erscheint vier- bis fünfmal jährlich in Deutsch, Französisch und Italienisch.

Schwerpunktmässig befasst sich die nächste Nummer von Ende Juni mit dem Thema «Internationale Forschung» und der Rolle der Schweiz in diesem Bereich. Die letzte, im April publizierte Ausgabe

widmet sich insbesondere der zivilen Friedensförderung.

Gratisabonnemente können bestellt werden bei:
«Schweiz global»
c/o Schaefer Thun AG
Industriest. 12 3661 Uetendorf
oder über e-mail:
druckzentrum@schaeferthun.ch

34

35

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA).



Redaktionskomitee

Harry Sivec (verantwortlich) Catherine Vuffray (vuc)
Andreas Stuber (sbs) Sarah Grosjean (gis)
Reinhard Voegele (vor) Joachim Ahrens (ahj)
Gabriella Spirli (sgb) Beat Felber (bf)

Redaktionelle Mitarbeit

Beat Felber (bf – Produktion)
Gabriella Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)
Jane-Lise Schneeberger (jls)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie

City Comp SA, Morges

Druck

Vogt-Schild / Habegger AG, Solothurn

Wiedergabe

Die Wiedergabe von Artikeln, auch auszugsweise, ist unter Angabe der Quelle erlaubt. Ein Belegexemplar an die Herausgeberin ist erwünscht.

Abonnemente

«Eine Welt» ist gratis erhältlich bei: DEZA, Sektion Medien und Kommunikation, 3003 Bern, Tel. 031 322 34 40 Fax 031 324 13 48 E-mail: info@deza.admin.ch

26139

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage 50000

Umschlag Denis Darjacq / Vu

Internet: www.deza.admin.ch

«Eine Welt»

Bestellcoupon und Adressänderung

- Ich möchte «Eine Welt» abonnieren. Das Magazin der DEZA ist gratis und erscheint viermal jährlich in Deutsch, Französisch und Italienisch.
Ich möchte folgende Anzahl Exemplare: in Deutsch, in Französisch, in Italienisch.

- Ich wünsche weitere Gratisexemplare der Nummer 2/2000 von «Eine Welt» und zwar: Ex. in Deutsch, Ex. in Französisch, Ex. in Italienisch.

- Meine neue Adresse lautet

(Bitte in Blockschrift)
Name und Vorname:

Ev. Organisation/Institution:

Adresse:

Postleitzahl, Ort:

Bei Adressänderungen legen Sie bitte die alte Adressetikette bei!

Senden Sie den Coupon an: DEZA, Sektion Medien und Kommunikation, 3003 Bern

